Samenkörner.

20. Bändchen.

R. Brockhaus, Elberfeld,
Bauſtr. 52.

Druck: A. Fastenrath, Elberfeld, Mäuerchen 38.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Der Fels der Zeitalter	3
Der Christ und der Muhamedaner	14
Der geschlagene Felsen (mit Bild)	25
„Wie thöricht bin ich gewesen!“	31
Von Wegen der Sünde zu ewigem Leben	35
Das letzte Geldstück (mit Bild)	49
Abraham glaubte Gott	56
Der glückliche Schwarze	60
Erlaubte Rache	65
„Ich gehe heim.“	68
Die schützende Hand Gottes	83
Hochmut kommt vor dem Fall (mit Bild)	92
Der glückliche Russe	100
Der Apostel Paulus vor dem König Agrippa (mit Bild)	119
Der Fischerknabe	126
Komm! — höre! — glaube!	130
Himmlische Reichtümer	131
Was ist weißer als Schnee?	132
Die gelegene Zeit	136
Der gespaltene Felsen (mit Bild)	140
Abraham bittet für Sodom	146
„Das bin ich!“ — „Das ist Gott!“	152
Harre auf Gott!	162

„Wer an den Sohn
(Gottes) glaubt, hat
ewiges Leben; wer aber
dem Sohne nicht glaubt,
wird das Leben nicht
sehen, sondern der Zorn
Gottes bleibt auf ihm.“
Joh. 3, 36.

Der Fels der Zeitalter.

Heinrich B. war ein naher Verwandter von mir, und von meiner frühesten Kindheit an lebt er in meiner Erinnerung als ein Mann, dessen Dichten und Trachten nach den Dingen dieser Welt stand, der bei allen öffentlichen Festen, Schaustellungen, Wettrennen 2c. zu finden war und aus dem Taumelkelch irdischer Freuden und Vergnügungen mit vollen Zügen trank. Dabei war er ein stolzer Mann, der sich seiner guten Sitten und seines tadellosen Lebenswandels rühmte. Und in der That, von groben Ausschreitungen und lasterhaften Vergnügungen, die ihn in den Augen seiner Mitmenschen herabgesetzt haben würden, hielt er sich fern. Auf einen Trunkenbold, oder einen Flucher und Gotteslästerer sah er mit Verachtung herab; aber gegen seine eigenen Fehler war er völlig blind.

Bei festlichen Anlässen inmitten des Familienkreises, bei Hochzeiten und dergleichen, spielte er stets eine wichtige Rolle, da niemand es so wie er verstand, die nötigen Anordnungen zu dem Feste zu treffen, die geladenen Gäste angenehm zu unterhalten und jedermann ein freundliches Wort zu sagen. Bei solchen Gelegenheiten hörte er auch ruhig zu, wenn ein Abschnitt aus dem Worte Gottes vorgelesen und einige Worte darüber geredet wurden; sonst aber hielt er sich von allen Orten fern, wo er fürchten mußte, etwas von göttlichen Dingen zu hören.

Meine Schwester wagte es einmal, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen über die Ewigkeit und seine Erwartungen für dieselbe; aber sie erfuhr eine so schroffe und rücksichtslose Abweisung, daß sie erschrocken zurückwich und Jahre lang keinen Versuch mehr machte, mit B. über dergleichen Dinge zu reden. Zugleich wurde sie von jenem Augenblick an die Zielscheibe der bösartigen Neckereien des beleidigten Mannes. Er behandelte sie fortan mit der größten Geringschätzung und suchte sie lächerlich zu machen, wo er nur konnte.

Eine Reihe von Jahren ging dahin. Aus dem jungen Heinrich B. war ein gereifter Mann geworden, dessen Kinder schon herangewachsen waren. Aber mochte auch seine äußere Erscheinung eine andere geworden sein, innerlich war er sich gleich geblieben; er war noch ebenso fern von Gott, noch ein ebenso großer Liebhaber der Welt und ihrer Lust, wie in früheren Jahren. Da trat plötzlich ein Ereignis ein, welches von schweren Folgen für B. begleitet sein sollte. Als er eines Abends in der Gesellschaft seiner Freunde mehr getrunken hatte, als er ertragen konnte, und halbberauscht heimkam, überfiel ihn ein heftiges Unwohlsein; und kaum hatte man ihn zu Bett gebracht, als ein Strom von Blut aus seinem Munde drang. Ein Blutgefäß in einer Lunge war geplatzt. Von jener Zeit an war Heinrich B. ein kranker Mann. Obwohl er nach wie vor seinen Geschäften nachgehen konnte, war doch seine Kraft gebrochen, und oft mußte er tagelang zu Bett liegen. Sein bisheriges ungebundenes Leben konnte er unter solchen Umständen natürlich nicht fortsetzen; er lebte zurückgezogen und ging sogar von Zeit zu Zeit zur Kirche. Um diese Zeit starb seine Stiefmutter, eine wahre Christin, die in freudigem

Glauben an ihren Erlöser heimging. Kurz vor ihrem Tode ließ sie ihren Stiefsohn zu sich rufen und stellte ihm mit ernsten Worten seine Verantwortlichkeit vor, dem Evangelium Gottes zu glauben. Er hörte schweigend zu und verließ auch das Zimmer wieder, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Die sterbende Frau aber sagte zu einigen Verwandten, die gleichfalls im Zimmer anwesend waren: „Er wird zu Jesu kommen. Ja, er wird kommen! Ich habe viel für ihn gebetet, und ich weiß, daß der Herr mein Gebet gehört hat.“ Wie herrlich dieses Gebet des Glaubens erhört wurde, obwohl alles verloren schien, werden wir in dem weiteren Verlauf unserer Erzählung sehen.

Nicht lange nach dem Heimgang der bejahrten Stiefmutter erkrankte die einzige, zärtlich geliebte Tochter B.'s. Alle menschliche Kunst erwies sich als unzulänglich; die Kranke starb nach kurzem, schwerem Leiden. B.'s eigener Zustand war in jenem Augenblick ein äußerst bedenklicher, und wurde es noch mehr durch die tiefe Erschütterung, welche der unerwartete Verlust seines geliebten Kindes in seiner Seele hervorrief. Für alle, die ihn näher kannten, wurde es mehr und mehr zur Gewißheit, daß auch seine Tage gezählt seien.

Am Tage vor der Beerdigung der Verstorbenen begab ich mich in das Trauerhaus, um die, welche ich so sehr geliebt hatte, noch einmal zu sehen. Ach! ich konnte nicht mit glücklichen Gefühlen in das marmorbleiche Antlitz der Entseelten schauen. Ich hatte nicht die Gewißheit, daß sie in Frieden heimgegangen war. In ihren gesunden Tagen hatte sie nicht viel nach dem Wege des Heils gefragt, und Gott allein weiß, ob sie in ihren letzten Stunden noch ihre Zuflucht zu Jesu genommen hat.

Als ich einen Augenblick neben der Bahre gestanden hatte, wandte ich mich an den Bruder der Verstorbenen mit der Frage:

„Wie geht es deinem Vater heute?“

Der Gefragte, der seit einiger Zeit den Herrn kannte, erwiderte: „Ach! nicht gut. Sein körperliches Leiden nimmt sichtlich zu, und dabei scheint sein Herz härter zu sein als ein Diamant. Er will nichts von Jesu hören. Ich fürchte, daß er nicht mehr lange bei uns sein wird, und ach! er ist nicht im Geringsten auf den Tod und die Ewigkeit vorbereitet.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich bei diesen Worten der Brust des jungen Mannes. „Könnte ich ihn nicht sprechen?“ fragte ich.

„Ich fürchte, er wird nicht auf dich hören“, war die Antwort; „allein wenn du es versuchen willst, so geh, und der Herr gebe dir die rechten Worte. Der Augenblick ist nicht dazu angethan, um aus verkehrter Scheu zu schweigen.“

Ich begab mich ins Wohnzimmer, wo der Kranke sich befand. Niemand war bei ihm. Er saß in einem Armsessel; seine kranken, von Wassersucht geschwollenen Füße ruhten auf einem Kissen; auf seinem immer noch schönen, männlichen Antlitz lag ein so trauriger Ausdruck, daß es mir durch die Seele schnitt. Ich erfaßte seine Hand, und mich neben ihn auf einem Stuhle niederlassend, brach ich in Thränen aus. Der Anblick des leidenden, tiefgebeugten Mannes erweckte mein innigstes Mitgefühl. Auch über seine Wangen begannen die Thränen unaufhaltsam zu fließen. So saßen wir einige Minuten schweigend nebeneinander. Endlich fragte er mit leiser, bebender Stimme:

„Du bist gekommen, um meine liebe Anna zum letzten Male zu sehen, nicht wahr?"

„Ja, Heinrich", erwiderte ich.

„Ich danke dir für deine Teilnahme. Ich werde der Entschlafenen bald folgen. Ich weiß, ich kann nicht lange mehr leben; und ich habe mich darein geschickt."

„Darf ich eine Frage an dich richten, Heinrich?" fragte ich.

„Ja."

„Wohin wirst du gehen, wenn du diese Welt verläßt?"

„Das ist allein dem Allmächtigen bekannt", erwiderte der Kranke, und ein leiser Unmut zitterte durch seine Stimme. „Ich habe nichts zu befürchten. Ich sterbe mit allen Menschen im Frieden."

„Aber, Heinrich, du bist ein Sünder, und Gott ist heilig. Wie kannst du Ihm in deinen Sünden begegnen?"

„Still, still!" rief er ärgerlich; „ich will nicht, daß du in dieser Weise mit mir redest. Ich bin eine Reihe von Jahren älter als du; und meinst du, ich kännte diese Dinge nicht ebenso gut wie du?"

„Ich kann nicht anders, Heinrich; ich m u ß mit dir über diese Dinge reden. Dein Zustand ist, wie du selbst erklärt hast, so bedenklich, daß kein Aufschub mehr möglich ist."

Der alte spöttische Ausdruck überzog bei diesen Worten das Gesicht des Kranken, und mit scharfer Betonung sagte er: „Ich w i l l nichts davon hören! Ich weiß alles, was du mir sagen kannst; ja, ich habe es schon gewußt, ehe du geboren warst. Die Verantwortlichkeit ruht auf mir allein."

„Nun gut", erwiderte ich, „ich will nichts mehr

darüber reden; nur erlaube mir noch, dich an zwei Verse aus dem Worte Gottes zu erinnern, wobei du bedenken willst, daß es nicht meine Worte, sondern die Worte Dessen sind, der die Wahrheit ist und nicht lügen kann. Der erste Vers lautet: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.“ (Joh. 3, 16.)

„Höre auf! sei still! ich will nichts mehr hören“, rief der Kranke mit lauter Stimme, während seine Hände vor Aufregung bebten.

„Nur noch einen kurzen Vers, Heinrich, und dann verspreche ich dir, zu schweigen und, wenn du willst, das Zimmer zu verlassen. Höre: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde“.“ (1. Joh. 1, 7.)

Ich schwieg, aber innerlich schrie ich zu Gott, daß Er Sein Wort auch an diesem harten Herzen als einen Hammer, der Felsen zerschmettert, bewähren wolle. Ich fühlte in meinem Innern, daß ich den Unglücklichen nicht aufgeben konnte, und hoffte, daß das lebendige Wort Gottes die Eisrinde, welche sich um sein Herz gelegt hatte, wegschmelzen würde. Ja, es wurde mir fast zur Gewißheit, daß Heinrich den Weg des Heils nicht verschmähen würde.

Wieder saßen wir einige Zeit schweigend nebeneinander. Die Brust des Kranken hob und senkte sich krampfhaft. Allmählich jedoch wurde er ruhiger, und endlich fragte er mich:

„Warum bist du meinetwegen so bekümmert?“

„Weil ich weiß, daß es nicht mit dir steht, wie es stehen sollte; und der Gedanke, daß du so, wie du bist,

aus dieser Welt gehen könntest, erfüllt mich mit Betrübnis und Schrecken."

„Ich will aber nicht, daß du dich meinetwegen beunruhigst. Es ist alles in der besten Ordnung mit mir. Ich weiß, daß ich sterben muß; aber der Gedanke daran erschreckt mich nicht im Geringsten. Ich gehe dem Tode mit Ruhe entgegen. Ich habe niemandem etwas zu leide gethan. Ich glaube wohl, daß du es gut mit mir meinst, aber ich wünsche nicht, daß du weiter mit mir redest."

„Ich habe dir versprochen, nichts weiter über diese Dinge zu sagen", erwiderte ich, durch seine abweisenden Worte schmerzlich berührt; „da ich dir deshalb nicht mehr von Nutzen sein kann, so will ich gehen." Mit diesen Worten erhob ich mich, drückte ihm zum Abschied noch einmal die Hand und verließ das Zimmer.

Draußen wartete der Sohn auf mich. „Wie hast du ihn gefunden?" fragte er gespannt.

„Leider nicht, wie ich gehofft hatte. Er will auf das Wort Gottes nicht hören und betrügt sich selbst."

Der Sohn, der mit kindlicher Liebe an seinem Vater hing, erwiderte traurig: „Ach! ich habe es gefürchtet. Aber laß uns fortfahren, für ihn zu beten. Vielleicht wird Gott doch noch Seine Barmherzigkeit an ihm groß machen."

Einige Tage darauf erhielt ich folgenden Brief:

„Nur einige Zeilen, um Dich zu bitten, in Deinem Flehen für meinen armen Vater nicht müde zu werden; und ich darf mit großer Freude die Bitte hinzufügen: Verbinde mit Deinem Gebet auch Lob und Dank. Gott sei gepriesen! Das Licht beginnt die Finsternis zu vertreiben; der Tag beginnt zu dämmern.

„Dr. N. sagte meinem Vater am letzten Dienstag, daß jede Hoffnung auf Genesung verschwunden sei; zugleich wies er ihn hin auf den Freund der Sünder. Am Abend desselben Tages las ich ihm Röm. 8 vor und sprach einige Worte darüber. Am nächsten Tage besuchte ihn Herr D., welcher bei seinem Weggang der Überzeugung Ausdruck gab, daß der Geist Gottes unverkennbar in dem Herzen des Kranken wirke. — Ja, „Er ist treu, der die Verheißung gegeben hat". Ich werde morgen Mittag um ein Uhr für meinen Vater beten; wenn es Dir möglich ist, thue um diese Zeit dasselbe, damit wir uns eins fühlen in unserer Bitte . . . ."

Am Sonntag darauf ging B. in die Ewigkeit hinüber, und ich darf mit Dank gegen Gott hinzufügen, er ging hinüber in voller Gewißheit des Glaubens. Da war keine Unklarheit mehr über die Frage, wohin er gehe. Die Gnade Gottes herrschte in dem Herzen des Mannes, der mehr als fünfzig Jahre lang ein Sklave der Sünde und des Fürsten der Finsternis gewesen war. Jetzt war alles Ruhe und Friede; Satan war besiegt, der Raub ihm entrissen; das Blut des Sohnes Gottes hatte wieder einen schuldigen Sünder von aller Sünde gereinigt.

Eine Stunde vor B.'s Tode war sein Bruder ins Krankenzimmer getreten, um dem Sterbenden noch ein letztes Mahnwort zuzurufen. Er wußte nicht, welch eine mächtige Umwandlung mit demselben vorgegangen war. Doch kaum wurde B. seiner ansichtig, als er mit lauter Stimme ausrief:

„Ich stehe auf dem Felsen, Robert! Ich habe keine Furcht mehr; alles ist für ewig in Ordnung!"

„Meinst du Christum, den Felsen der Zeitalter,

Heinrich?" entgegnete der Bruder; „ruhst du in Ihm, in Seinem vollbrachten Werke?"

„Ja, ja! in Ihm!" kam es jubelnd über die Lippen des Sterbenden, während ein strahlendes Lächeln seine bleichen Züge verklärte.

„Du ruhst also nicht mehr in deinen eigenen Werken, in deiner Ehrbarkeit, oder in irgendwelchen äußeren Dingen?"

„Nein, Robert; Gott sei Dank! — Ich bin ein armer Sünder; — ich war früher ganz und gar blind über mich selbst. — Aber der Herr hat meine Augen geöffnet, — und ich habe jetzt meinen Heiland gefunden. — Sein Blut reinigt von aller Sünde — ja — von aller Sünde! — Ich habe jetzt nur noch Christum — nichts anderes. Er ist der Fels meines Heils. — Sein Blut hat mich gereinigt — von allen meinen Sünden. — Lebt wohl! — Ich gehe zu Jesu — errettet durch Sein Blut. — Ich werde für ewig bei Ihm sein."

So ging er in unerschütterlichem Frieden hinüber, ein Zeugnis der unendlichen Gnade Gottes und zum ewigen Preise des Herrn. Welch eine Barmherzigkeit war ihm zu teil geworden! Gleich dem sterbenden Räuber am Kreuze wurde er in seinen letzten Stunden von der Hand der errettenden Liebe ergriffen und sicher in die Herrlichkeit hinübergeführt. Nicht auf Grund seiner Werke, seiner Ehrbarkeit und Gerechtigkeit fand er Ruhe und Frieden; nein, als ein verlorener Sünder wandte er sich zu Jesu, dem Sünderheilande. Durch das kostbare Blut des Sohnes Gottes von allen Sünden gereinigt, ging er triumphierend ein in die Freude seines Herrn.

O wie groß ist die Gnade und das Erbarmen

Gottes! Sie vermögen einen Sünder selbst am Ende eines langen, verlorenen Lebens noch zu erretten, ihn wie einen Brand aus dem Feuer des Gerichts zu reißen. Aber, mein Leser, schiebe deshalb deine Bekehrung nicht einen Augenblick länger auf. Wenn du noch in deinen Sünden, fern von Gott, ohne Frieden und Vergebung bist, so denke nicht, du habest noch Zeit! Warte nicht bis zu deinem letzten Augenblick. Du weißt nicht, wie rasch und unerwartet du abgerufen werden kannst; niemand kann dir sagen, ob dann noch Gnade für dich ist, ob du noch imstande bist, dich zu Gott zu wenden. Aber Gott läßt dir sagen: „Jetzt ist die wohlangenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils", und: „Heute, wenn du Seine Stimme hörst, verhärte dein Herz nicht!"

Nicht lange nach dem seligen Heimgang meines Verwandten lag ein junges Mädchen schwerkrank in einem der Krankenhäuser meines Wohnortes. Eine Freundin von mir hatte sie wiederholt besucht und mit ihr über das Heil ihrer Seele gesprochen. Aber sie achtete nicht auf ihre freundlichen Worte. Sie hatte, wie sie meinte, noch Zeit genug, um sich auf die Ewigkeit vorzubereiten.

Aber der letzte Tag kam, und wieder flehte meine Freundin sie an, doch unverzüglich ihre Zuflucht zu Jesu zu nehmen. „Sie haben nicht mehr viele Tage zu leben", sagte sie; „wer weiß, ob Sie morgen noch hier sind!"

„Was sagen Sie da?" schrie das kranke Mädchen in höchster Aufregung; „ich sollte dem Tode so nahe sein? Nein, nein, ich will nicht sterben! Ich werde morgen noch hier sein."

„Das weiß Gott allein, meine Liebe", begann meine Freundin von neuem; „Sie sind so krank, daß der Tod

jeden Augenblick eintreten kann. Darum zögern Sie nicht länger! Ich bitte Sie, eilen Sie zu Jesu!"

„Ich sage Ihnen, ich werde morgen noch hier sein!" schrie das Mädchen noch einmal. Dann wandte sie ihr Angesicht der Wand zu; sie wollte nichts mehr hören.

Mein Leser, in derselben Nacht hallte der Krankensaal wieder von dem Angstgeschrei des sterbenden Mädchens. „Ich sterbe!" rief sie der neben ihrem Bett stehenden Mutter zu; „ich sterbe, Mutter! O Mutter, Mutter, es giebt eine Hölle; und ich bin noch nicht errettet! Was soll ich thun? was soll ich thun?"

Ach, die arme Mutter war unfähig, ihr zu helfen. Wie zu Stein erstarrt, stand sie neben ihrem unglücklichen Kinde; kein Wort kam über ihre Lippen. Sie selbst kannte Jesum noch nicht als ihren Heiland. Da ließ sich eine Stimme aus dem gegenüberstehenden Bette vernehmen: „Komm zu Jesu, Kind! Glaube an Ihn! Er ist auch jetzt noch bereit, dich zu erretten. Er hat gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen"."

Aber es war zu spät — zu spät! Wenige Minuten darauf verschied die Unglückliche ohne Jesum, ohne Hoffnung.

Mein lieber, unbekehrter Leser! Mache es nicht wie dieses arme, beklagenswerte Mädchen! Eile zu Jesu, eile heute noch zu Ihm! Ruhe nicht eher, bis auch deine Füße auf dem „Felsen der Zeitalter" stehen, der durch nichts erschüttert werden kann! Jesus ist bereit, dich zu erretten; das Werk ist vollbracht! Darum komm; komm wie du bist! Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt von aller Sünde.

Der Christ und der Muhamedaner.

1.

Einst, es sind schon viele Jahre her, hatten die Türken den ganzen Südosten von Europa unter ihrer Herrschaft, und das Streben ihrer ehrgeizigen Herrscher ging dahin, auch Deutschland zu erobern. Zweimal gelang es ihnen, bis nach Wien vorzudringen und diese Stadt einzuschließen. Aber beidemale mußten sie wieder abziehen, ohne ihr Ziel, die Eroberung Wiens, erreicht zu haben. In den blutigen Kämpfen, welche Jahrzehnte hindurch währten, starb mancher deutsche Jüngling unter den Streichen der krummen Türken-Schwerter. Erbarmen kannten die Barbaren nicht; vielmehr glaubten sie ihrem Gott einen Dienst zu thun, wenn sie die Ungläubigen, d. h. alle Nicht-Muhamedaner, vom Erdboden vertilgten, oder sie zur Annahme ihrer falschen Religion zwängen.

In einem der zahlreichen Gefechte gelang es ihnen, einen noch jugendlichen Kriegsmann, der sich sehr tapfer und mutig gezeigt hatte, gefangen zu nehmen und ihn nach der Festung Belgrad abzuführen. Der Kommandant dieser Festung, ein eifriger Anhänger seiner Religion, bot alles auf, um den jungen Offizier zu bewegen, seinen christlichen Glauben zu verleugnen und Muhamedaner zu werden. Er versprach ihm völlige Freiheit und große Ehren; allein der junge Kriegsmann wies diese Zumutung mit Entrüstung zurück und rief:

„Wie? Ich sollte Christum verleugnen? Ich sollte Den abschwören, der für mich am Kreuze gestorben ist, und dafür Eure falsche Religion annehmen? Nein, nimmermehr! Lieber will ich das Schlimmste ertragen!“

„Du führst eine kecke Sprache, junger Mann", erwiderte der Türke; „aber", fügte er hohnlachend hinzu, „ich denke, wir werden schon Mittel finden, um deinen stolzen Nacken zu beugen."

„Nicht der Hochmut meines Herzens", erwiderte der junge Mann, „giebt mir eine solche Sprache ein, sondern das Vertrauen, welches ich in die Macht Dessen setze, der allein vom ewigen Verderben zu erretten vermag. Der Glaube an Christum bricht die eigene Kraft des Menschen; aber er verleiht zugleich die Kraft Christi zum Ausharren."

„Wohlan, wir wollen versuchen, ob wir deinen starken Glauben nicht zum Wanken zu bringen vermögen", rief der Kommandant, das Gefängnis verlassend, mit zorniger Miene; und — er hielt Wort.

Grausamkeiten aller Art, zu deren Erfindung nur ein völlig entartetes Gemüt fähig ist, wurden angewandt, um den jugendlichen Kriegsgefangenen zum Abfall zu bewegen, während ihm, im Falle seines Übertritts zum Muhamedanismus, die glänzendsten Aussichten vorgestellt wurden. Aber alles scheiterte an der Festigkeit seines Glaubens; mit Sanftmut und Ruhe erwiderte er seinen Peinigern:

„Warum wendet ihr euch nicht lieber zu Christo? In Ihm allein ist wahre Rettung. Seine Lehre und Sein Leben sind allein wahrhaft rein und heilig; alles andere ist Trug und Täuschung."

Leider hatten die glaubensmutigen Worte des jungen Christen bei dem Kommandanten keine andere Wirkung, als daß sie seinen Haß bis zum höchsten Grade steigerten. Unmöglich kann Kain seinen Bruder Abel glühender gehaßt haben, als dieser Türke den jungen Christen haßte.

Unbeschreiblich sind die Trübsale, welche er dem armen Gefangenen bereitete; jeden Tag ersann er neue und härtere Qualen, um sein Opfer zur Verleugnung des Gekreuzigten zu bewegen, oder es langsam zu Tode zu martern.

Dennoch wankte der junge Mann nicht. Er vertraute seinem himmlischen Herrn, daß Er ihm nicht mehr auferlegen werde, als er zu tragen imstande sei, und anstatt sich durch die Grausamkeit und Wut seines Feindes einschüchtern zu lassen, verkündigte er demselben vielmehr mit christlicher Sanftmut die frohe Botschaft des Heils in Christo. Seine Worte, unterstützt und bestätigt durch einen wahrhaft christlichen Wandel, fielen, gleich verwundenden Pfeilen, in das Gewissen des Türken; aber er verbarg den tiefen Eindruck, welchen die heldenmütige Standhaftigkeit des Christen auf ihn machte, unter der Miene der tiefsten Verachtung. Ja, mit jedem Tage schien das Herz dieses grausamen Mannes verschlossener und verhärteter zu werden.

Der christliche Offizier war ein Mann von Ansehen; und der natürliche Charakter der Hohen und Edlen seines Vaterlandes war trotzig, stolz und hochmütig. Der Kommandant wußte dieses und baute darauf seine Pläne. Er beschloß den jungen Edelmann bis zu einem Lasttiere herabzuwürdigen, und dachte, derselbe werde eine solche Probe nimmer bestehen können. Er schickte den Offizier ins Feld und ließ ihn mit einem Ochsen vor den Pflug spannen, während ein Sklave das ungleiche Gespann mit der Peitsche antreiben mußte.

Was vermochte unter solchen Umständen den unglücklichen Gefangenen aufrecht zu erhalten? Wo war die Kraft, die ihn befähigte, sein Haupt ohne Murren auch unter dieses erniedrigende Joch zu beugen? — Die Gnade

Gottes war da, die Kraft Christi erfüllte ihn; ja, der Herr selbst, von dem geschrieben steht: „Ich gab meinen Rücken hin den Schlagenden, und meine Wangen den Raufenden", war ihm nahe mit Seinem süßen Troste und der unaussprechlichen Freude Seiner Gemeinschaft. Die Antwort des christlichen Edelmannes auf die Schmähungen seines Feindes lautete:

„Wenn du Christum kännteſt, so würdeſt du nicht also handeln. Er ist die Liebe; und Er belehrt die Seinigen und macht sie fähig, ihre Feinde zu lieben. Er ist für Sünder, für Seine Feinde, in den Tod gegangen; Er, der Gerechte, ist für die Ungerechten gestorben, damit Er uns zu Gott führe. Wenn du Ihn kännteſt, würdeſt du nicht so grausam sein."

Wütend über die Erfolglosigkeit seiner Versuche, sann der Türke auf noch härtere Qualen. Zuletzt war ihm kein Mittel zu abscheulich, wenn er nur hoffen konnte, seinen Zweck damit zu erreichen und den treuen Jünger des Herrn zum Abfall zu bewegen. Das Gerücht von diesen Greuelthaten verbreitete sich über die Mauern der Festung hinaus und erreichte das Ohr der Freunde des Gefangenen drüben im Christenlager. Man faßte den Entschluß, die schleunigsten Schritte zu seiner Befreiung zu thun. Ein Unterhändler wurde mit einem ansehnlichen Lösegeld in die Festung geschickt; aber der feindliche Kommandant umklammerte sein Opfer mit gieriger Leidenschaft und ließ sich auf keinerlei Unterhandlungen ein. Der Entschluß, das Ziel, welches er sich vorgesteckt hatte, zu erreichen, stand unerschütterlich bei ihm fest. Er hoffte zuversichtlich, daß die mannigfachen Leiden, die schwere Arbeit, der Hunger und die unaufhörlichen Quälereien im Innern des Gefängnisses endlich die Kraft

des jungen Mannes brechen und ihn dazu bestimmen würden, den Glauben an Christum zu verleugnen und die Religion des falschen Propheten anzunehmen.

Die Freunde des Gefangenen, welche alle Versuche, denselben loszukaufen, scheitern sahen, faßten jetzt einen anderen Plan, um ihren Zweck zu erreichen. Sie hatten vernommen, daß ein türkischer Gesandter von seiner Regierung mit einer wichtigen Botschaft ausgesandt worden sei. Sie kannten die Richtung, welche derselbe zu seinem Rückwege wählen mußte, folgten ihm nach, überfielen seine Begleiter und nahmen ihn gefangen. Man brachte den Gefangenen in sichern Gewahrsam. Der Sultan, sein Kaiser, bot ein ansehnliches Lösegeld; aber man verweigerte seine Freigebung. Jedoch erklärte man nach einigen Unterhandlungen, den Gesandten für jenen Offizier austauschen zu wollen, der durch den Kommandanten von Belgrad gefangen gehalten werde. Der Sultan fand diesen Vorschlag höchst annehmbar und gab alsbald Befehl, den jungen Kriegsmann in Freiheit zu setzen. Der Kommandant sah sich nunmehr genötigt, sein Opfer freizulassen. Zähneknirschend gab er ihm das Geleite bis außerhalb der Festungswerke der Stadt. Dort befanden sich bereits die Freunde des Offiziers mit dem gefangenen Gesandten; und die gegenseitige Auswechslung war in wenigen Augenblicken vollzogen.

Schmerz und Freude kämpften um die Herrschaft, als der junge Offizier unter seine Kameraden und Freunde trat. Manche unter den Letzteren wichen bei dem Anblick des so lange Vermißten erschrocken einen Schritt zurück; dann umarmten sie ihn unter vielen Thränen. Ach! wie sehr war der einst von Kraft und Gesundheit strotzende Kriegsmann durch das ihm widerfahrene Elend

entstellt! Wüst und verworren hing ihm das Haar über Stirn und Nacken herab; seine Wangen waren bleich und eingefallen, und sein ganzer Körper wie ausgezehrt. In der That, er hatte viel gelitten um Christi willen.

Sein körperlicher Zustand gestattete ihm vor der Hand nicht, im Heere zu bleiben. Er kehrte deshalb ins väterliche Haus zurück. Wie groß war hier die Freude, als man ihn, von dessen schrecklichem Schicksal man gehört, endlich wieder in dem Kreise der Seinigen sah! Reich und arm strömte herbei, um ihn zu bewillkommnen; und hier, am eigenen Herde, vergaß er allgemach die ausgestandenen Leiden und Mühsale. Kraft und Gesundheit kehrten zurück; und laut pries er den Herrn, der ihn in der Stunde der Versuchung bewahrt und ihm die Gnade verliehen hatte, von Seinem Namen zu zeugen. Er reichte nicht lange nachher einer christlichen Jungfrau die Hand zur ehelichen Verbindung; und mehrere Jahre verlebte er im ungestörten Genusse des häuslichen Glückes.

2.

Doch schnell, wie alles Glück dieser Erde, schwanden die Tage der Ruhe und Erquickung dahin. Von neuem brachen die Türken ins Land, um mit Feuer und Schwert die Bekenner des Kreuzes auszurotten und der Religion ihres falschen Propheten Anhang und Ausbreitung zu verschaffen. Auch an unseren Freund erging die dringende Aufforderung zum Eintritt ins Heer; und er gehorchte. Vergeblich baten ihn die alternden Eltern, deren Stütze er war, daheim zu bleiben; vergeblich flehte ihn die jugendliche Gattin an, sich nicht noch einmal in die Gefahren eines solchen Krieges zu stürzen, indem sie ihm versicherte, daß sein Tod oder seine Gefangenschaft

ihr das Leben kosten würde. Mit ernstem Tone erwiderte er:

„Meine Pflicht ruft; und ich muß gehorchen. Legen wir alles mit Vertrauen in die Hand des Herrn, der mächtiger ist, als der blutdürstigste Feind. Er wird alles herrlich und zum Besten hinausführen." Mit diesen Worten bestieg er sein Roß, nahm noch einmal zärtlichen Abschied und ritt davon.

Der Herr beschirmte sein Leben in den Tagen des Kampfes. Die Christen behielten den Sieg, eroberten Belgrad und nahmen sogar den Kommandanten gefangen. Dieser hatte vielleicht gehofft, unseren Freund, der einst so kräftig den guten Kampf des Glaubens gekämpft hatte, von neuem in seine Gewalt zu bekommen. Aber jetzt war er der Gefangene, und zu seinem namenlosen Schrecken vernahm er, daß gerade sein früherer Gefangener, den er mit einem Ochsen vor den Pflug gespannt hatte, zum Befehlshaber der Festung und mithin zu seinem Wächter bestimmt worden sei.

Indessen würde sich sein Entsetzen noch gesteigert haben, wenn er gewußt hätte, daß der junge Mann bei Übernahme seines Postens es sich als ein besonderes Vorrecht auserbeten hatte, über die Person des grausamen Ex-Kommandanten nach freiem Ermessen verfügen zu dürfen. Da seine Obern wußten, wie viel er einst in der Gewalt dieses Unmenschen gelitten hatte, glaubten sie nicht anders, als daß das dem menschlichen Herzen so natürliche Verlangen nach Rache der Grund seines Gesuchs sei. Der Gefangene wurde in den Kerker geführt, indem man ihm zugleich bedeutete, daß jetzt sein Schicksal in der Hand seines früheren Schlachtopfers liege. Jedoch brachte man ihn nicht, wie er gefürchtet,

in das feuchte, unterirdische Gefängnis, in welchem einst jener geschmachtet hatte; auch legte man ihm keine Ketten an, wie dies wenige Jahre vorher mit dem christlichen Offizier geschehen war. Nichtsdestoweniger bereitete sich der Gefangene in finsterm Groll auf den Augenblick vor, wo man ihm die Wahl stellen würde, entweder Christum als seinen Gott anzubeten, oder Qualen zu erdulden, gleich denen, womit er einst seinen Gefangenen gemartert hatte.

Am Abend des ersten Tages besuchte der junge Edelmann den eingekerkerten Muselmann. Er fand ihn am Boden sitzend, die Arme kreuzweise übereinander geschlagen. Das Gesicht zeigte die Blässe des Todes, während sein Auge trotzig zu Boden starrte. Er schien auf das Schlimmste gefaßt zu sein. Mit stolzem Gleichmut harrte er seinem Urteil entgegen; und ohne seinen Blick zu erheben, rief er dem Eintretenden zu:

„Thu, was du willst! Das Schicksal hat mich in deine Macht gegeben. Aber bis zum letzten Atemzuge werde ich bekennen, daß Allah Gott ist und Muhamed sein Prophet."

„Ich werde dich deshalb nicht hassen", ließ sich der Edelmann vernehmen. „Auch werde ich für die Beleidigungen und Qualen, die deine Hand mir zugefügt hat, keine Rache an dir nehmen; denn Jesus Christus, dem ich von Herzen diene, hat den Seinigen geboten: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen". Dein Leben und deine Freiheit sind in meiner Hand; und als ein Diener Christi gebe ich dir das eine wie die andere zurück. Du bist frei!"

Jetzt erhob der Türke sein Auge vom Boden. In

seinen Mienen zeigte sich der Ausdruck des tiefsten Erstaunens. Hatte sein Ohr recht gehört? Sollte er wirklich seine Freiheit wieder erhalten, ohne irgend etwas dafür zu geben? Nein, es konnte nicht sein. Der Edelmann trieb seinen Spott mit ihm. Wußte er doch nur zu gut, daß er nur dann sein Leben retten konnte, wenn er seine Religion fahren ließ und zum Christentum übertrat. Und von dieser Voraussetzung ausgehend, schüttelte er das Haupt und sagte düster:

„Nicht wahr? ich soll ein Christ werden? Nur unter dieser Bedingung schenkst du mir Leben und Freiheit?"

„Mein Freund!" unterbrach ihn der junge Edelmann in sanftem Tone; „die Lehre Christi ist eine Lehre der Liebe, und nicht der Furcht und des Schreckens. Der Christ verfolgt niemanden wegen seiner Religion; denn die Verfolgung trifft nur den Leib und vermag in der Seele kein neues Leben zu wecken. So wie Christus Seine Erlösung umsonst, aus freier Gnade, anbietet, so biete ich dir das Leben und die Freiheit ohne jegliche Bedingung an. Du bist völlig frei und kannst den Kerker verlassen."

Mit erneuertem Erstaunen ruhte das Auge des Türken auf dem jungen Kommandanten. Er vermochte das Gehörte nicht zu fassen und meinte immer noch, der Deutsche spotte seiner. Als er aber in das freundliche Auge des Kommandanten schaute und den offenen, ehrlichen Ausdruck seines Antlitzes bemerkte, da brach er in die Worte aus:

„Wie? verstehe ich dich recht? Du willst mir Leben und Freiheit umsonst schenken? Hast du denn die Qualen und Schmerzen völlig vergessen, die ich dir einst zugefügt habe?"

„Nein, ich erinnere mich ihrer noch sehr wohl; und der Herr hat sie auch nicht vergessen", erwiderte der junge Mann ernst. „Aber Er vergab Seinen Mördern, betete für Seine Feinde am Kreuze und starb für Sünder. Sollte ich, der ich aus Gnaden Sein Jünger bin, Böses mit Bösem vergelten? Sein Gebot ist: Liebet einander! Auch dir bietet Er Gnade und Vergebung an; und mir giebt Er es in den Sinn, dir die Freiheit zu schenken. Darum komm und folge mir!"

Das starre Auge des Türken wurde feucht. Es war, als hätte ein warmer Sonnenstrahl die zu Eis erstarrten Züge seines Gesichts mit einem Male aufgetaut. Doch schon im nächsten Augenblick lagerte sich wieder eine Wolke tiefer Trauer über die bleichen Wangen. Krampfhaft zuckten die Glieder seines Körpers, und mit großer Anstrengung preßte er die Worte hervor:

„Ach! es ist zu spät. Jetzt erst erkenne ich, daß die Lehre Christi die wahre Religion ist. Ja, Er ist die Liebe. Ich ahnte es schon lange; aber mein trotziges Herz widerstand und verhärtete sich. Deine Worte, die du einst zu mir spracheſt, ließen mir Tag und Nacht keine Ruhe; aber sie mehrten nur meinen Haß gegen dich und alle Christen. Und jetzt erwartete ich nichts als deine Rache und gerechte Vergeltung. Deine Liebe hat mich überwunden; aber es ist zu spät; denn — ich habe Gift genommen."

Der junge Edelmann hätte bei dem Bekenntnis des Türken laut aufjubeln mögen; aber die letzten Worte desselben bereiteten seiner Freude ein schnelles Ende. Mit dem innigsten Mitgefühl blickte er auf den Unglücklichen herab, der laut schluchzend mit beiden Händen das Gesicht bedeckte; und mit der innigsten Teilnahme erkun-

digte er sich nach den näheren Umständen seiner verzweifelten That.

„Ja, ich habe Gift genommen", wiederholte der Gefangene in dumpfem Tone. „Ich wählte den Tod, um deiner Rache zu entrinnen. Die Wirkung des Giftes ist sicher, obwohl langsam. Habe Mitleid mit mir und laß uns die kurzen Augenblicke meines Lebens benutzen, damit ich noch mehr von der köstlichen Wahrheit höre, die, ich fühle es, allein imstande ist, mein Herz glücklich zu machen. Das Evangelium von dem Kreuze Christi, welches dir einst Kraft gab, um den Grausamkeiten, die ich dir zufügte, nicht zu unterliegen, ist sicher von Gott. Ich glaubte es schon lange; jetzt bin ich dessen gewiß."

Ohne Säumen führte der junge Edelmann seinen ehemaligen Feind in seine Wohnung und rief ärztliche Hülfe herbei. Freilich konnte die Wirkung des Giftes nicht mehr aufgehoben werden; aber die Gegenmittel machten doch die entsetzlichen Folgen in etwa erträglich. Die kurze Zeit, welche noch blieb, wurde benutzt, um das bekümmerte Herz des Sterbenden in die Nähe Dessen zu bringen, der gesagt hat: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen". Und, Gott sei gepriesen! noch ehe er starb, nahm er Christum im Glauben an und erfreute sich der durch Ihn vollbrachten Erlösung. Er ging heim in Frieden.

Welch ein Segen für den jungen Edelmann! Der Herr hatte ihn gewürdigt, um Seines Namens willen zu leiden; und jetzt vergönnte Er es ihm, eine herrliche Frucht seiner Treue zu sehen.

Der geschlagene Felsen.

„Und die ganze Gemeinde der Kinder Israel brach auf aus der Wüste Sin, nach ihren Zügen, nach dem Befehl Jehovas; und sie lagerten sich zu Rephidim; und da war kein Wasser zum Trinken für das Volk. Und das Volk haderte mit Mose, und sie sprachen: Gebet uns Wasser, daß wir trinken! Und Mose sprach zu ihnen: Was hadert ihr mit mir? Was versuchet ihr Jehova? Und das Volk dürstete daselbst nach Wasser, und das Volk murrte wider Mose und sprach: Warum doch hast du uns aus Ägypten heraufgeführt, um mich und meine Kinder und mein Vieh vor Durst sterben zu lassen?“ (2. Mose 17, 1—3.)

Das Volk Israel war mit starker Hand, unter großen Zeichen und Wundern, aus Ägypten, dem Hause der Knechtschaft, geführt worden; es hatte am Roten Meere die befreiende und den Feind vernichtende Macht Gottes erfahren, hatte zu Elim in dem Schatten der siebenzig Palmbäume geruht und von dem Wasser der zwölf Quellen getrunken; Fleisch und Brot vom Himmel war ihm in Fülle gegeben worden — und doch, als von neuem Wassermangel eintrat, da erhob sich auch sofort wieder sein trotziges Murren gegen Mose und gegen Jehova, seinen Gott. Ach, welch eine Gefühllosigkeit angesichts der Güte und Treue Jehovas, die sich soeben erst in so herrlicher Weise geoffenbart hatten! Aber so ist das menschliche Herz; trotzig und verzagt, verderbt und heillos. Obschon die Israeliten kurz vorher gesehen hatten, daß Gottes Gnade und Macht völlig genügend waren, um ein Volk von 600,000 Männern, ohne Weiber und

Kinder, mit Brot zu speisen, standen sie doch jetzt im Begriff, Mose zu steinigen, weil er sie, wie sie sagten, in die Wüste geführt habe, um sie vor Durst umkommen zu lassen. Wie demütigend ist das für uns! Für uns? Ja, mein Leser, auch für uns! Denn dasselbe böse, verkehrte Herz, dasselbe „Herz des Unglaubens", welches sich hier offenbart, ist auch in uns. Nur die überströmende Gnade Gottes ist imstande, eine solche Bosheit, einen solchen Unglauben zu ertragen, ja, ein solches Herz

zu heilen und zu reinigen, ein Herz, das immer bereit ist, „von dem lebendigen Gott abzufallen“ (vergl. Hebr. 3, 12) und zu fragen: „Was sollen wir essen? was sollen wir trinken?“

Doch hören wir, wie Gott dem Murren Seines ungläubigen Volkes begegnete. „Und Mose schrie zu Jehova und sprach: Was soll ich thun mit diesem Volke? Noch ein wenig, und sie steinigen mich. Und Jehova sprach zu Mose: Gehe hin vor dem Volke, und nimm mit dir von den Ältesten Israels; und deinen Stab, womit du den Strom geschlagen hast, nimm in deine Hand und gehe hin. Siehe, ich will daselbst vor dir stehen auf dem Felsen am Horeb; und du sollst auf den Felsen schlagen, und es wird Wasser aus demselben herauskommen, daß das Volk trinke. Und Mose that also vor den Augen der Ältesten Israels.“ (V. 4—6.)

Wie wunderbar! Das böse Murren des Volkes führt nur eine neue Offenbarung der vollkommenen Gnade Gottes herbei. So handelt Gott; Preis und Anbetung sei Ihm in Ewigkeit! Mose schlägt den Felsen, und sofort strömt eine Menge erfrischenden Wassers aus demselben hervor, so daß das Volk seinen Durst stillen kann. Da wo vorher nichts als harter, trockener Felsen zu sehen war, sprudelt jetzt ein herrlicher Quell; da wo eben noch dürrer, heißer Wüstensand die Füße der Ältesten von Israel verbrannte, läßt sich jetzt das liebliche Gemurmel eines silberreinen Baches vernehmen. Erstaunt sinken Männer und Weiber auf ihre Kniee nieder, um das erquickende Lebenselement begierig zu schlürfen. Ja, „Er spaltete Felsen in der Wüste, und tränkte sie reichlich, wie aus Tiefen. Und Er ließ Bäche hervorkommen aus dem Felsen, und Wasser herablaufen gleich Flüssen.“ (Ps. 78, 15. 16.)

Doch ich höre den aufmerksamen Leser fragen: Was bedeutet denn dieser Fels, und warum mußte Mose ihn *schlagen*? Alles was Israel widerfuhr, geschah ihnen doch als Vorbilder für uns, auf welche das Ende der Zeitalter gekommen ist! — Ganz gewiß; und das Wort Gottes selbst giebt uns Antwort auf jene Fragen. Im 16. Kapitel unseres Buches wird das Volk mit Manna gespeist, mit dem Brote aus dem Himmel. Meine jungen Freunde wissen, daß das Manna ein Vorbild von Christo ist, als Dem, der aus dem Himmel herniederkam, um der Welt das Leben zu geben. (Vergl. Joh. 6.) Nun, wie das Manna, so ist auch der Fels ein Vorbild von Christo, obwohl von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet. Stellt das Manna Christum dar als das wahrhaftige Brot, welches der Vater vom Himmel giebt, so erblicken wir in dem geschlagenen Felsen Christum als Den, der am Stamme des Kreuzes von dem Stabe der göttlichen Gerechtigkeit geschlagen und verwundet wurde. „Der Fels war der Christus." (1. Kor. 10, 4.) Die Ströme der Gnade sollten sich von Christo, dem Lamme Gottes, aus zu einer sündigen Welt hin ergießen; aber um dies möglich zu machen, mußte das Lamm geschlachtet werden, mußte Christus die vernichtenden Schläge der göttlichen Gerechtigkeit erdulden. Erst nachdem Christus gestorben, nachdem gleichsam der Fels der Zeitalter durch die Hand Gottes gespalten war, konnte Gott den Sünder segnen; erst dann konnte der Heilige Geist herniederkommen und Wohnung in den Gläubigen machen.

Welch ein treffendes Vorbild, nicht wahr, mein Leser? Um dich des göttlichen Lebens teilhaftig machen zu können, mußte Christus in den Tod gehen. Er mußte geschlagen werden, damit du *in Fülle* und *umsonst*

von dem Wasser des Lebens trinken konntest. Wir lesen in 1. Kor. 10, daß die Kinder Israel alle „dieselbe geistliche Speise aßen, und alle denselben geistlichen Trank tranken; denn sie tranken aus einem geistlichen Fels, welcher nachfolgte. Der Fels aber war der Christus." Wir erblicken daher in dem Wasser, welches aus dem geschlagenen Felsen hervorströmte, ein Vorbild des Heiligen Geistes, welcher nach dem Tode und der Verherrlichung des Herrn ausgegossen wurde. Der Herr selbst vergleicht den Heiligen Geist mit einem Strome lebendigen Wassers. „An dem letzten, dem großen Tage des Festes aber stand Jesus, und rief und sprach: Wenn jemanden dürstet, so komme er zu mir und trinke! Wer an mich glaubt, gleichwie die Schrift gesagt hat, aus dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Dies sagte Er aber von dem Geiste, welchen die an Ihn Glaubenden empfangen sollten; denn der Geist war noch nicht, weil Jesus noch nicht verherrlicht worden war." (Joh. 7, 37—39.) Und zu dem Weibe am Jakobsbrunnen sagte Er: „Wenn du die Gabe Gottes kännteſt und wer es ist, der zu dir spricht: Gieb mir zu trinken, so würdest du Ihn gebeten haben, und Er hätte dir lebendiges Wasser gegeben"; und: „Wer irgend von dem Wasser trinken wird, das ich ihm geben werde, den wird nicht dürsten in Ewigkeit; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm eine Quelle Wassers werden, das ins ewige Leben quillt". (Joh. 4, 10. 14.)

Wie einfach und klar ist das Wort Gottes, und wie bestimmt giebt es uns Auskunft über alles, was uns zu wissen not thut! Welch eine Schönheit finden wir schon in den Vorbildern des Alten Testamentes, und wie

genau sehen wir dieselben im Neuen Testament in der Person und dem Werke Christi verwirklicht! Alles ist an seinem Platze; nichts ist zu viel, nichts zu wenig; nichts kommt zu früh, nichts zu spät. Bei der oben erwähnten Gelegenheit mußte Mose den Felsen schlagen; später, am Ende der vierzigjährigen Wanderung des Volkes Israel durch die Wüste, erhielt er nicht den Befehl, zu schlagen, er durfte nur zu dem Felsen reden. Christus, einmal geschlagen, kann nicht wiederum geschlagen werden, nicht noch einmal sterben; nein, wir haben nur im Glauben zu Ihm zu reden, und alle unsere Bedürfnisse werden befriedigt, und unser Durst wird gestillt werden. Ach! weil Mose den Felsen zweimal mit seinem Stabe schlug und unbedacht mit seinen Lippen redete, durfte er das Volk nicht in das verheißene Land einführen. Er sah dasselbe von ferne in all seiner Schönheit, aber dann starb er.

Doch wir dürfen nicht länger bei diesem Gegenstande verweilen. Nur noch eine Frage an dich, mein Leser! Hast du bereits deine Zuflucht zu diesem geschlagenen Felsen genommen? Hast du von dem Wasser getrunken, welches den Durst der Seele für ewig stillt? Hast du den Heiligen Geist empfangen, den der verherrlichte Heiland aus dem Himmel herniedergesandt hat, um in den Seinigen zu wohnen und für immer bei und in ihnen zu sein? Wenn nicht — wo stehst du? Wo führt dein Weg hin? Wo wird er enden?

„Wie thöricht bin ich gewesen!“

Ein Evangelist machte eines Tages einige Besuche in dem Dorfe E. und kam endlich auch in das Häuslein einer armen alten Frau. Nachdem er sich niedergesetzt und das Eine und Andere mit dem mehr als siebenzigjährigen Mütterchen geplaudert hatte, fragte er diese schließlich, ob sie errettet sei und Gewißheit über die Vergebung ihrer Sünden habe.

„Nein, mein Herr“, erwiderte die Gefragte mit tiefem Ernst; „das ist es gerade, was ich so gern wissen möchte. Ich verlange sehnlichst darnach, weil ich weiß, daß ich viel gesündigt habe und so, wie ich bin, nicht in den Himmel eingehen kann; aber ich kann diese Gewißheit nicht erlangen.“

„Woher kommt das?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was wollen Sie denn thun, um errettet zu werden?“

„Ei, das ist es ja gerade, was ich nicht weiß! Wenn mir nur jemand sagen könnte, was ich zu thun habe!“

„Ist Ihnen das wirklich ernst, Mütterchen?“ fragte der Evangelist.

„Ja, es ist schon seit Jahren mein aufrichtiger Wunsch.“

„Nun, dann wird es am besten sein, daß wir einmal nachsehen, was Gott über diesen Punkt sagt.“

„Das habe ich auch schon oft gedacht“, erwiderte die Alte eifrig, während sie dem Gast ihre alte, große Bibel reichte, „aber ich habe es bis heute nicht finden können, obwohl ich jeden Tag in der Bibel lese.“ Mit diesen Worten holte sie ihre Brille herbei und setzte sich in die Nähe des Fensters, um besser sehen zu können.

Ihr Gast öffnete die Bibel und bat sie, drei Stellen, die er ihr zeigen werde, langsam und laut zu lesen. Dann reichte er ihr das Buch und wies auf Joh. 3, 36. Das Mütterchen las ernst und bedächtig: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm". Der Gast schlug jetzt ein Blatt um und zeigte auf Joh. 5, 24: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist aus dem Tode in das Leben hinübergegangen". Noch einmal wandte der Fremde ein Blatt um und wies auf Joh. 6, 47. Das Mütterchen las: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, hat ewiges Leben".

Tiefe Stille herrschte jetzt in dem kleinen Gemach. Die Augen der alten Frau ruhten noch eine Weile auf der zuletzt gelesenen Stelle; dann blätterte sie zurück und las die drei Verse noch einmal still für sich. Plötzlich blickte sie auf, sah ihren Gast mit dem Ausdruck der höchsten Verwunderung an und sagte: „Aber das ist doch merkwürdig! Nun habe ich hier schon so manches Jahr zugebracht, bin gekommen und gegangen, habe gelesen und geforscht, und doch nie gefunden was ich suchte. Heute hoffte ich; morgen lag ich wieder verzweifelnd am Boden und hielt mich für eine von Gott Verstoßene. Nein, das ist zu wunderbar! Wie einfach ist alles! O, wie thöricht bin ich gewesen!"

„Und was Sie da soeben gelesen haben", bemerkte der Fremde, „ist Gottes Wort. Es sind Aussprüche des Sohnes Gottes selbst."

„Ganz recht."

„Und sie stehen in Ihrer eigenen Bibel."

„Gewiß; das ist es ja gerade, was mich so in Erstaunen setzt. O wie thöricht bin ich gewesen! Es steht hier so klar und deutlich: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben", und ich, ich habe es nie verstanden!"

„Haben Sie denn ewiges Leben?" fragte der Fremde.

„Ewiges Leben? — Ja, es muß so sein! Es steht ja hier in meiner Bibel!"

„Was steht da?"

Sie las die drei Stellen noch einmal, schlug dann die Bibel zu und sagte, während der Glanz einer himmlischen Freude sich über ihr gefurchtes Antlitz verbreitete: „Ja, ja, ich habe ewiges Leben! Der Herr selbst sagt es, und ich glaube Ihm und Seinem Worte."

Da der Evangelist erkannte, daß sie einfältig und voller Freude in der kostbaren Wahrheit ruhte, welche sie soeben gehört hatte, zögerte er nicht länger, mit ihr niederzuknieen und dem Herrn für Seine Güte zu danken. Dann verließ er erquickt und ermuntert die Hütte, um sein mühevolles Werk fortzusetzen. Ach! er fand nur selten eine so freundliche Aufnahme wie bei der greisen Witwe, und noch viel seltener Herzen, welche so ernstlich nach der Wahrheit begehrten, und so bereit waren, die frohe Botschaft des Heils in Jesu aufzunehmen.

Nach einigen Tagen wiederholte er seinen Besuch. Er fand die Alte noch ebenso glücklich, wie er sie in der vorhergehenden Woche verlassen hatte. Sie ruhte mit freudiger Gewißheit in dem vollbrachten Werke des Herrn. Nachdem ihr Besucher einige Worte über die Einfachheit des Heilsweges Gottes mit ihr gesprochen hatte, sagte sie: „Wie manches Mal habe ich hier mit meiner Tochter ge-

ſeſſen, ſinnend und forſchend, wie ſich die Sache doch verhalten möchte. Aber wir konnten nicht klug daraus werden, und niemand war da, um uns zu helfen. Und doch, wie einfach iſt alles! Aber ich habe es nicht gewußt, bis Sie kamen. Nachdem Sie mich verlaſſen hatten, habe ich mich noch einmal hingeſetzt und die drei koſtbaren Stellen wieder und wieder geleſen. Es war bereits Mitternacht vorüber, als ich endlich zu Bett ging, und doch konnte ich vor Freude und Verwunderung nicht ſchlafen. Fünfzig Jahre lang wohne ich nun ſchon hier, und die ganze Zeit habe ich im Finſtern umhergetappt. Wie thöricht bin ich geweſen! Aber Gott ſei Dank! jetzt iſt alles Licht um mich her."

Das arme und doch ſo reiche Mütterchen lebt heute noch und erfreut ſich ihres Herrn und Heilandes, der für ſie geſtorben iſt und ihr ewiges Leben gegeben hat. In der That, ſie war thöricht geweſen, wie ſo viele Tauſende und Hunderttauſende es heute noch ſind; aber Gott hatte ſie „weiſe gemacht zur Seligkeit durch den Glauben, der in Chriſto Jeſu iſt". (2. Tim. 3, 15.) Aus der Finſternis in Sein wunderbares Licht verſetzt, folgt ſie jetzt ihrem Herrn einfältig nach und wartet mit Freude auf den Augenblick, da Er ſie zu ſich nehmen wird, damit ſie für immer bei Ihm ſei in der Herrlichkeit droben.

Mein Leſer, wie ſteht es mit dir? Tappſt du auch noch in der Finſternis umher? Oder ſiehſt du alles klar, wie jenes Mütterlein? Iſt letzteres der Fall, ſo wirſt du auch mit ihr ausrufen: Wie thöricht bin ich geweſen! Ja, mehr als thöricht! Iſt es nicht der Gipfelpunkt der Thorheit, ohne Chriſtum voranzugehen? die Bibel zu vernachläſſigen, während auf ihren Blättern eine freie und vollkommene Erlöſung angeboten wird? Wahrlich,

etwas Thörichteres kann es nicht geben. — O ihr alle, die ihr noch nicht errettet seid, wann wollt ihr weise werden zur Seligkeit? Wie lange wollt ihr noch dahingehen in Finsternis und Todesschatten, verblendet durch den Gott dieser Welt, der nicht will, daß das Licht des herrlichen Evangeliums Christi in eure Herzen scheine? O entflieht dem kommenden Zorn! Handelt nicht länger thöricht und vermessen! Die Zeit drängt; bald wird der Tag des Zornes erscheinen, und wie wollt ihr dem schrecklichen, gerechten Gericht entgehen, wenn ihr die Gabe Gottes, das ewige Leben in Seinem Sohne Jesu Christo, verschmäht? Hört auf die freundliche Stimme Gottes, der euch zuruft: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“ und: „Kommet denn und laßt uns miteinander rechten, spricht Jehova. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ (2. Kor. 5, 20; Jes. 1, 18.) Lauschet auf die lieblichen Worte des Sohnes Gottes: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: „Wer an mich glaubt, hat ewiges Leben“, und: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen“! (Joh. 6.)

Von Wegen der Sünde zu ewigem Leben.

1.

Es war im Herbst des Jahres 1885, als eine arme Familie, durch ihre äußere Lage gezwungen, die Stadt E. verließ und in der Umgegend, unweit des Örtchens V., ein Häuschen mietete, welches eher den Namen einer

armseligen Hütte als den eines Wohnhauses verdiente. Es enthielt nur zwei enge Zimmer. Die Familie bestand aber aus fünf Gliedern, außer zwei jungen Männern, die gegen eine Vergütung mittags und abends an dem Familientisch teilnahmen. Zudem war die Wohnung kalt und ungesund, und wer den Einzug der Familie mit ansah, mochte wohl bedenklich den Kopf schütteln, umsomehr als der kranke Hausvater, in Decken gehüllt, in die neue Wohnung getragen werden mußte.

Nebenan wohnte eine Witwe mit ihren vier Kindern, auch eine arme Frau, aber dabei eine wahre, aufrichtige Christin. Der Anblick des kranken Mannes und seiner Familie erfüllte ihr Herz mit tiefem Mitleid. Früher hatte sie sich oft arm und verlassen gefühlt, aber als ihr Auge diese Armut und dieses Elend sah, da erkannte sie, wie verkehrt und unrecht ihre Gefühle gewesen waren. Wie reich war sie doch im Vergleich mit diesen armen Leuten, deren äußeres und inneres Elend gleich groß war! Beschämt und dankerfüllt wandte sich ihr Blick nach oben, zu Dem, der sie allezeit so treu geleitet und ihr bis zu jener Stunde alles Nötige dargereicht hatte. Wohl war ihr Mahl oft karg und ihre ganze Lage kümmerlich gewesen; aber nie hatte sie mit ihren Kindern zu hungern brauchen, und bei aller Schwachheit hatte sie doch allezeit die tröstliche Nähe ihres Herrn und Heilandes erfahren dürfen. Aber die Nachbarn? Ach! sie kannten Jesum nicht, das erfuhr sie nur zu bald; ihre Herzen waren finster und tot. Sie waren ohne Gott, ohne Hoffnung in der Welt.

Da mein Geschäftsgang mich oft zu der gläubigen Witwe führte, hatte ich häufig Gelegenheit, mit ihr über das zu reden, was für unser beider Herzen das

Kostbarste war, über Jesum und Seine Liebe. Oft bin ich durch den einfältigen, kindlichen Glauben der armen Frau beschämt und zugleich ermuntert worden. Sie klagte nie; wohl aber gab sie wiederholt ihrem Vertrauen auf den Vater der Waisen und den Versorger der Witwen Ausdruck. Sie war es auch, welche mich zuerst auf die große Armut und das sittliche Elend ihrer neuen Nachbarn aufmerksam machte und mich bat, doch einmal den kranken Mann zu besuchen. „Er scheint sehr krank zu sein", meinte sie; „und es ist doch unsere Pflicht, unsere Mitmenschen und besonders solche, die auf der Schwelle der Ewigkeit stehen, darauf hinzuweisen, daß es den Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, und daß darnach das Gericht folgt."

Ich ging hinüber, obwohl mit klopfendem Herzen, und fand den Bericht der Witwe vollauf bestätigt. Aus jedem Winkel starrten mir Armut und Elend entgegen, und die Tage des Kranken waren offenbar gezählt; dabei war er völlig unwissend über den Weg des Heils. Ich redete einiges mit ihm, merkte aber bald, daß meine Worte wenig oder gar keinen Eindruck auf ihn machten. Da ich nur wenig Zeit hatte, verließ ich ihn bald wieder, kehrte aber nach einigen Tagen zurück und besuchte von da an den Kranken regelmäßig. Ich lernte so allmählich alle Glieder der Familie kennen, auch die beiden Kostgänger. Meine Besuche, das fühlte ich wohl, waren Allen lästig und unangenehm, mit Ausnahme des kranken Mannes, der mich gern kommen sah. Die Frau schien meine Anwesenheit in der Wohnstube nicht ertragen zu können; denn so oft ich kam, wies sie mich sofort ins Schlafzimmer, wo der Kranke lag. Doch ich ließ mich dadurch nicht abschrecken. Ich war überzeugt, daß der

Herr mich hierher geführt hatte, und so lange man mir nicht gewaltsam den Zutritt wehrte, war ich entschlossen, meine Besuche fortzusetzen.

Der Kranke befand sich in dem letzten Stadium der Auszehrung. Der abgezehrte Körper, der hohle Husten, die tiefliegenden Augen und die fieberheißen Hände — alles das redete eine nur zu deutliche Sprache. Er selbst hatte auch alle Hoffnung auf Besserung aufgegeben. Durch meine wiederholten Besuche und die Teilnahme, die ich ihm, dem fremden Manne, entgegenbrachte, gewann ich allmählich sein Vertrauen. Er erzählte mir vieles aus seinem früheren Leben: wo er gearbeitet habe, wie treu er stets seine Pflicht gethan, wie fleißig und ehrlich er gewesen sei, wie regelmäßig er die Kirche besucht, das Wort Gottes gelesen und gebetet habe 2c. 2c.

Ach! so ist der Mensch. Er redet so gern von seinen Tugenden, von seiner Bravheit und Treue, von seiner Ehrlichkeit und Nächstenliebe, und er stützt sich, selbst angesichts des Todes und der Schrecken der Ewigkeit, auf diese Dinge. Und doch sind es nur faule und morsche Stützen, die unter der Hand eines jeden, der sich auf sie verläßt, wie schwache Strohhalme zerknicken. Sie nützen ihm nichts auf dem Wege zur Ewigkeit.

Ich gab mir viel Mühe, den Kranken aus dem Worte Gottes zu überführen, daß er ein Sünder sei und durch den Glauben an das Blut Jesu errettet werden müsse. Ich las ihm eine Anzahl von Stellen vor, welche von der Verderbtheit und dem Verlorensein des Menschen reden, sowie von seiner Unfähigkeit, einem heiligen und gerechten Gott zu begegnen. Aber alles schien vergeblich zu sein. Es war, als ob er völlig blind und gefühllos gewesen wäre. Er hörte mich an, sagte, daß alles wahr

sei, aber dabei blieb er nach wie vor derselbe eigengerechte, gute Mann.

Ich konnte dies damals nicht begreifen; ich war selbst noch nicht lange errettet und kannte noch wenig von der schrecklichen Gefühllosigkeit und Blindheit des menschlichen Herzens. Ich wußte wohl, daß das Wort Gottes den natürlichen Menschen als „tot in Sünden und Vergehungen" bezeichnet; aber die Wahrheit dieses göttlichen Ausspruchs hatte ich noch nicht so völlig erkannt. Hier sah ich ein schlagendes Beispiel vor mir.

Indes fuhr ich fort, den Kranken zu besuchen. Aber ach! obwohl sein körperlicher Zustand mit jedem Tage bedenklicher wurde, blieb der Zustand seiner Seele immer derselbe. Tiefe Besorgnis erfüllte mein Herz, wenn ich an den armen, sterbenden Mann dachte. Ich sah, daß er mit raschen Schritten der Ewigkeit entgegenging, und doch nahm ich keine Veränderung in seinem Innern wahr. Sollten alle meine Bemühungen vergeblich sein? Sollte er unversöhnt aus dieser Welt gehen? Nur mit Schrecken konnte ich daran denken. Aber anstatt umsomehr für den Kranken zu Gott zu flehen, der allein sein Herz erreichen konnte, nahm ich zu einem Mittel meine Zuflucht, das in unseren Tagen viel angewandt wird, aber, wie ich später erkannt habe, dem Herrn gewiß nicht wohlgefällig ist, da es die Errettung eines Sünders von unserer Thätigkeit abhängig macht. Ich begann mit dem Kranken zu beten. Ich wollte ihn bekehrt beten! Ach! ich verstand noch nicht, daß der Herr meiner nicht bedurfte, und daß Er allein es ist, der einen Sünder von seinem verderbten, verlorenen Zustande überzeugen und ihn zu Christo, dem Heilande der Sünder, führen kann. Ich verstand noch nicht, daß Er allein die Ehre

haben will, mag es sich nun um die Errettung des Sünders oder um die Bewahrung des Gläubigen handeln. Wohl hatte ich oft für den Kranken zu Gott gefleht; aber jetzt zeigte es sich, wie viel Vertrauen ich auf mich und auf meine Thätigkeit in der Sache setzte.

Ich brauche meinen Lesern nicht zu versichern, daß auch mein Beten nichts half; es blieb nach wie vor dasselbe. Heute danke ich Gott dafür, daß Er mein Rufen in jenen Stunden nicht beantwortete; ich würde sonst mir und meinem Thun etwas zugeschrieben haben. O wie gut war es, daß Er mich auf diesem Wege belehrte, daß Er allein wirken kann, und daß es nur Gnade ist, wenn wir einem Sünder die frohe Botschaft von Seiner Liebe verkündigen dürfen! Und siehe da, sobald ich still und ruhig wurde, sobald ich aufhörte, selbst thätig zu sein, und alles in Seine Hände legte, da ließ Er mich in überraschender Weise die Wirksamkeit Seiner Gnade schauen.

Als ich eines Tages wiederum den Sterbenden besuchte, fand ich ihn in einer ganz anderen Stimmung wie gewöhnlich. Er war gedrückt und niedergeschlagen; er redete nicht mehr von seinem ehrbaren Leben, von seinen guten Werken, von seiner Treue und seinem Fleiß, sondern lauschte mit sichtbarem Interesse auf meine Worte. Gott hatte einen Lichtstrahl in sein umnachtetes Inneres fallen lassen und Bedürfnisse geweckt, von welchen vorher keine Spur zu entdecken war. Anstatt sich zu rechtfertigen, begann er jetzt sich zu verurteilen. Sein Leben erschien ihm allmählich in einem ganz anderen Lichte. Da wo er bisher so viel Gutes und Lobenswertes gesehen hatte, erkannte er jetzt nur Böses, nur Tadelnswertes. Sein mühsam aufgerichtetes Tugendgebäude brach zu-

sammen, und mit tiefer Bewegung bekannte er, daß er ein verlorener Sünder sei und die ewige Verdammnis verdient habe.

Mein Herz jubelte bei diesem Bekenntnis des sterbenden Mannes, und gewiß, auch im Himmel war Freude über diesen Sünder, der Buße that. Jetzt konnte ich auch von Dem zu ihm reden, welcher gekommen ist, um das Verlorene zu suchen, um Sünder zur Buße zu rufen, von Ihm, der Sein Blut für Sünder vergossen hat und niemanden hinauswerfen will, der zu Ihm kommt. Mit welch einer Aufmerksamkeit folgte der Kranke meinen Worten! Er nahm sie mir gleichsam vom Munde weg. Ach! wie könnte es auch etwas Herrlicheres für ein mühseliges und beladenes Herz geben, als von dem Einen zu hören, welcher der Seele wahre Ruhe zu geben vermag, und der bereit ist, die ganze schwere Last von dem Gewissen zu nehmen und das Herz mit überströmender, seliger Freude zu erfüllen! Das ist wahrlich eine „frohe Botschaft". — Hast du ihre Kostbarkeit bereits an deinem eigenen Herzen erfahren, mein Leser?

Nicht lange dauerte es, so wich die Finsternis in dem Herzen des Sterbenden vor dem mit Macht hereinbrechenden Licht der Gnade. Noch einige Augenblicke bangen Ringens und zweifelnden Fragens, und dann richtete er in einfältigem, kindlichem Glauben seinen Blick auf das Kreuz und auf Ihn, der dort an seiner Statt gelitten hatte. Er fand Frieden in dem vollbrachten Werke Christi; und nun öffnete sich sein Mund zum Preise Dessen, der ihn mit Seinem eigenen Blute erkauft hatte.

Wenige Tage nachher ging er mit glücklichem, friedeerfülltem Herzen heim ins Vaterhaus, aber nicht ohne vorher ein klares Zeugnis von seiner Hoffnung abgelegt

und alle die Seinigen ermahnt zu haben, doch auch ihre Zuflucht zu Christo, dem Heilande der Sünder, zu nehmen.

2.

Von den beiden oben erwähnten Kostgängern hatte sich einer von Anfang an besonders unfreundlich, ja, selbst feindlich gegen mich gezeigt. Meine Besuche bei dem Kranken waren ihm ein Dorn im Auge, und oft machte sich sein Groll in heftigen Worten gegen mich Luft. Er war ein großer, starker Mann von etwa 28 Jahren und arbeitete in einem nahegelegenen Steinbruch. Oft fand ich ihn mit dem ältesten Sohne des Hauses, einem jungen Manne von 22 Jahren, beim Kartenspiel und bei der Branntweinflasche. Dieser Anblick schnitt mir durchs Herz. Wie hat doch die Sünde das Herz des Menschen so kalt und gefühllos gemacht! Selbst angesichts des nahen Todes des Vaters fröhnte der Sohn ruhig und gleichgültig der Leidenschaft des Spielens und Trinkens!

Während der Zeit meiner Besuche hatten sich die Beiden einmal vereinbart, mir des Abends auf dem einsamen Wege zu ihrer Wohnung aufzulauern und mich gehörig durchzuprügeln. Die nebenan wohnende Witwe hörte davon und bat mich, meine Besuche, die ich meist nur des Abends machen konnte, einzustellen. Indes durchschaute ich sofort die Absicht des Feindes, der um jeden Preis das Wort der Wahrheit von dem Kranken fern zu halten bemüht war; und im Vertrauen auf den Herrn setzte ich meine Besuche ruhig fort. Es ist mir auch kein Haar gekrümmt worden. Gott wollte Seine Gnade an dem Sterbenden groß machen, und so durfte mir nichts geschehen. Wie gut, daß ein Stärkerer über

den Starken gekommen ist und ihm seine Macht genommen hat!

Im Frühjahr verließ die Frau des heimgegangenen Mannes mit ihren Kindern und den beiden Kostgängern das Häuschen und bezog eine neue Wohnung, etwa zwanzig Minuten von der alten entfernt. Kurz nachher kam sie zu ihrer früheren Nachbarin und erzählte ihr, T., der obenerwähnte Kostgänger, sei schwer erkrankt und werde wohl nicht mit dem Leben davonkommen. Unverzüglich teilte die Witwe mir diese unerwartete Nachricht mit und bat mich wieder, auch diesen Kranken so bald wie möglich zu besuchen.

Es war mir wunderbar zu Mute. Sollte der Herr auch an diesem feindseligen Manne Seine Barmherzigkeit erweisen wollen? Ich begab mich zu seiner Wohnung und stieg beklommenen Herzens die Stiege hinauf, welche zu der Dachkammer führte, in welcher der kranke T. lag. Als ich das Zimmer betrat, bot sich mir ein unvergeßliches Schauspiel des Jammers. Der Kranke lag auf einigen Decken am Boden; er hatte es vor Schmerz im Bett nicht aushalten können. Mit herzzerreißendem Stöhnen wälzte er sich auf seinem elenden Lager hin und her. Durch das Geräusch meiner Tritte aufmerksam gemacht, wandte er sein Antlitz der Thür zu. Welch ein Anblick! War das der starke, trotzige Mann, der mit solcher Verachtung von Gott und Seinem Worte reden konnte, über dessen Lippen einst so mancher schreckliche, gotteslästerliche Fluch drang? Wie hatte sich dieses Antlitz verändert! Ein Ausdruck der tiefsten Verzweiflung lag auf den schmerzverzerrten Zügen, und ein Blick traf mich, so voll von Angst und Furcht, daß ich mit dem innigsten Mitgefühl erfüllt wurde.

Ich trat etwas näher an den Kranken heran und erkundigte mich in freundlichem Tone nach der Art seines Leidens. Doch meine Teilnahme schien ihm wehe zu thun; er wandte sich stöhnend nach der anderen Seite, aber kein Wort kam über seine Lippen. Einen Augenblick stand ich da, ohne recht zu wissen, was ich sagen sollte; dann begann ich:

„Armer T.! Ich habe von Ihrer Erkrankung gehört, und ich bin hierher gekommen, nicht um Ihnen Vorwürfe wegen Ihres früheren Betragens gegen mich zu machen, sondern um Sie zu besuchen. Ich habe Ihnen nie etwas nachgetragen; nein, die Liebe zu Ihnen hat mich hierhergeführt."

Meine Worte schienen den Leidenden wie Donnerschläge zu treffen. Er warf sich wild auf seinem Lager hin und her, vermied es aber, mich anzublicken. Doch ich fuhr fort, in liebevoller Weise zu ihm zu reden, und allmählich wurde er ruhiger. Von seinem früheren barschen, hochfahrenden Wesen war nichts mehr zurückgeblieben. Er kam mir vor wie ein krankes Kind, das still auf die freundlichen, tröstenden Worte seiner Mutter lauscht. Angesichts des Todes und der Ewigkeit wagte er nicht mehr, seine frühere Gesinnung zu offenbaren; er mochte wohl fühlen, daß er bald einem gerechten und heiligen Gott begegnen müsse, der von jedem unnützen Wort, von all seinem Thun und Lassen Rechenschaft von ihm fordern würde.

Ach! wie ist der Mensch oft so kühn in seinen gesunden Tagen, wenn er noch festen Boden unter den Füßen zu haben meint! Mit welch einer Vermessenheit tritt er allem entgegen, was Gott in Seinem Worte, zum Wohle des Menschen, hat niederschreiben lassen! Mit welch einem verächtlichen Spott behandelt er die-

jenigen, welche ihn auf das Ende seines Weges aufmerksam zu machen suchen! Wie ist es besonders in unseren Tagen fast zur Regel geworden, über alles Göttliche zu spötteln! Man meint, es gehöre zum guten Tone, an nichts mehr zu glauben, und blickt mitleidig auf alle diejenigen herab, welche noch an Gottes Wort festhalten. Aber wie ganz anders lautet die Sprache solcher Spötter und Gottesleugner, wenn Gott sie einmal aufs Krankenlager wirft und der Tod seine kalte Hand nach ihnen ausstreckt! Welch eine Angst und Furcht ergreift sie vor dem König der Schrecken! Wie viel würden sie darum geben, wenn sie nur einen Tag, nur eine Stunde Aufschub von ihm erlangen könnten!

Und wie ist dem gegenüber die Liebe Gottes so groß, so anbetungswürdig! Er trägt diese Feindschaft, diesen Haß des armen Menschen mit unermüdlicher Langmut und Geduld! ja, Er ist bereit, selbst einem solchen Spötter und Lästerer, wenn er in seinen letzten Stunden zu Ihm sich wendet, Erbarmen widerfahren zu lassen. Gepriesen sei Sein Name! Er ist ein Heiland-Gott, der den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bekehre und lebe. „Er hält seine Seele ab von der Grube und sein Leben vom Rennen ins Geschoß.“ (Hiob 33, 18.)

Der vor mir liegende Kranke war ein treffendes Beispiel von dieser erbarmenden Liebe Gottes. Die Hand des Herrn lag schwer auf ihm, aber es war zu seinem Heil, zum ewigen Heil seiner unsterblichen Seele. Als ich ihn fragte, ob er hoffe, wieder gesund zu werden, schüttelte er traurig den Kopf, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Ach! sein Leben ging zu Ende, und es war ein trauriges, verlorenes Leben. Er gehörte zu denen, „die keine Hoffnung haben“. (1. Thess. 4, 13.)

„Aber wenn Sie nun sterben sollten, T.", fragte ich weiter, „was wird dann aus Ihnen? Glauben Sie, mit Ihrem Leben vor Dem bestehen zu können, dessen Augen wie Feuerflammen sind und der Herzen und Nieren prüft?"

Von neuem malten sich Angst und Schrecken in den Zügen des Kranken. Meine Frage hatte offenbar einen wunden Punkt berührt. Ich nahm mein Testament zur Hand und las ihm einige jener ernsten Stellen vor, welche den sündigen Zustand des Menschen beschreiben und von dem Platz reden, den die Gerechtigkeit Gottes dem Sünder anweisen muß. Als ich ihn dann von neuem fragte, wo sein Platz sein würde, wenn er mit seinen Sünden in die Ewigkeit hinübergehe, da bekannte er unter Thränen, daß er dahin gehen würde, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt.

Wieder durfte ich jetzt einem zerknirschten Sünder von einem Heilande erzählen, dessen Herz voll Liebe und Gnade dem Verlorenen entgegenschlägt, und dessen Freude es ist, das weit abgeirrte Schäflein auf Seine Schultern zu nehmen und heimzutragen ins Vaterhaus. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe", so las ich dem atemlos horchenden Kranken vor; und: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben hinübergegangen"; und ferner: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde"; und endlich: „Wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst". (Joh. 3, 16; 5, 24; 1. Joh. 1, 7; Offbg. 22, 17.)

Gierig sog der Kranke die Worte des Lebens ein, die ich ihm vorlas. Hier war in der That ein Bedürfnis, das Gott selbst geweckt hatte, und das Er allein stillen konnte. Lange saß ich so neben dem Lager des Kranken und redete mit ihm oder las ihm vor. Allmählich wurde es Abend, und ich fühlte, daß es an der Zeit sei, den Kranken allein zu lassen, damit er über das Gehörte nachdenken und mit dem Herrn selbst reden könne. Als ich mich entfernen wollte, bat er mich, ihm mein Testament zu schenken. Ich that es mit Freuden.

Draußen an der Speichertreppe blieb ich noch einen Augenblick stehen und hörte nun, wie der Kranke wiederholt mit lauter Stimme in seiner plattdeutschen Sprache rief: „O Herr, so kann et jo nit mehr gonn! O Herr, erbarme Dek miner!"

In tiefer Bewegung und mit dankerfülltem Herzen stieg ich die Treppe hinab und verließ das Haus. Ich konnte nicht anders als Den preisen, der in der Seele dieses Mannes so mächtig gewirkt hatte. Es war mir völlig gewiß, daß der Herr, der das gute Werk angefangen hatte, es auch vollenden würde.

Am anderen Abend ging ich wieder hin. Die Hauswirtin erzählte mir, der Kranke habe den ganzen Tag fast unaufhörlich geschrieen: „O Herr, erbarme Dek miner! O Herr, erbarme Dek miner!" Ich ging hinauf, konnte aber nur wenig mit ihm sprechen, da der Sohn der Hauswirtin, sein früherer Kamerad, im Zimmer anwesend war und unsere Unterhaltung störte.

Einige Tage darauf wurde der Kranke nach E. ins Krankenhaus geschafft, da seine Wirtin ihn nicht länger im Hause behalten und verpflegen wollte. So lange er arbeiten und verdienen konnte, hatte sie ihn gern an ih-

rem Tische gehabt; aber jetzt, in der Zeit der Not, als der Tod herannahte, wandte sie sich von ihm ab. So ist die Freundschaft der Welt.

T. lebte nicht mehr lange. Wenige Tage nach seiner Überführung ins Krankenhaus entschlief er, und ich darf hinzufügen, in völliger Gewißheit seiner Errettung. Er schied aus dieser Welt, mit Gott versöhnt, von allen seinen Sünden gereinigt, wie ein Brand, der aus dem Feuer gerettet ist. Er war von den Wegen der Sünde zu ewigem Leben geführt worden. Er hatte nicht mehr viel Zeit gehabt, um zu wählen zwischen Tod und Leben, zwischen ewiger Finsternis und ewigem Licht. Aber er hatte die kurze Spanne Zeit benutzt, um sich wahrhaft zu Gott zu bekehren; und er ging hinüber, als ein herrliches Siegeszeichen der göttlichen Gnade, um für ewig bei Jesu zu sein, in dem Paradiese Gottes.

Mein Leser! ich habe dieser einfachen Erzählung nichts weiter hinzuzufügen. Sie redet selbst zu deinem Herzen und Gewissen. O möchtest du doch auch diese Zeit der Gnade, die dir geschenkt ist, benutzen, um die Wege der Sünde zu verlassen und zu Jesu zu eilen!

Noch ist die Gnadenpforte
Verlornen aufgethan,
Noch höret man die Worte:
„Er nimmt die Sünder an!“

Was ist's doch, daß du säumest
Und ferne von Ihm stehst,
Und von dem Weltglück träumest,
Bis du verloren gehst?

O Seele, laß dich retten
Zu dieser deiner Zeit,
Durch Den, der aus den Ketten
Der Sünde dich befreit!

Gieb Ihm dein Herz zu eigen,
Er hat ein Recht daran;
Er wird sich zu dir neigen,
„Er nimmt die Sünder an!"

Das letzte Geldstück.

Inmitten einer sich weit ausdehnenden Heide stand eine kleine, armselige Hütte, in welcher eine Mutter mit ihren zwei Kindern wohnte. Nicht immer hatten sie diese bescheidene Wohnung innegehabt. Noch vor wenigen Monaten bewohnten sie ein großes Pachtgut, wo sie zur vollen Genüge ihr Brot fanden. Jedoch infolge falscher Beschuldigungen eines Mannes, der sie wegen ihres Glückes beneidete, hatte der Eigentümer dieser Besitzung dem Pächter Franzen gekündigt und ihn gezwungen, sofort das Gut zu verlassen. Der Unehrlichkeit angeklagt, konnte der arme Mann nun bei niemandem Aufnahme finden und sah sich genötigt, in jener kleinen Hütte auf der Heide mit Weib und Kindern seine Wohnung aufzuschlagen. Nun war guter Rat teuer. Was sollte er beginnen? Das wenige Geld, welches noch in seinem Besitz war, reichte nur für kurze Zeit hin. Lange sann der arme Mann nach, wie er aus dieser verzweifelten Lage herauskommen sollte; mancher Seufzer stieg empor zu Ihm, der, wenn sich auch dem menschlichen Auge kein Ausweg zeigt, dennoch einen Ausweg weiß, und endlich

faßte Franzen den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, um zu sehen, ob sich dort nicht Gelegenheit böte, für Weib und Kinder den nötigen Lebensunterhalt zu beschaffen.

So saß nun die arme Mutter mit ihren beiden Kindern hülflos und verlassen auf der einsamen, öden Heide. Wie schwer ihr der Abschied von ihrem teuren Manne geworden war, läßt sich eher fühlen als beschreiben. Doch der Herr, an den sie glaubte und dem sie angehörte, hatte sie reichlich getröstet und gestärkt. Ihr Herz ruhte in Seiner Liebe; und auf Ihn war auch ihr Auge fortwährend gerichtet. Wohl waren ihre Blicke nicht selten mit Thränen benetzt, wohl brachte sie, von Kummer und Schmerz niedergedrückt, manche schlaflose Nacht zu; doch jedesmal wurde ihr Vertrauen zu Ihm im Gebet wieder gehoben und belebt; denn sie fühlte Seine beseligende Nähe und Gegenwart.

In dieser Weise verflossen mehrere Wochen. Die geringe Barschaft, welche ihr Mann zurückgelassen hatte, war vollends auf die Neige gegangen; jedoch gelang es ihr, für einen Laden im nächsten Städtchen einige Näharbeit zu bekommen. Nichtsdestoweniger erreichte nicht selten die Not den höchsten Gipfel; oft mußten Arthur und Maria, so hießen die beiden Kinder, ohne Speise zu Bett gehen. Und doch war das noch nicht der größte Kummer. Was die arme Mutter am meisten zu Boden drückte, war, daß kein Brief von ihrem Manne kam. Bereits waren drei Monate seit seiner Abreise verflossen, und noch hatte sie keine Silbe von ihm gehört.

Ratlos und in tiefes Nachsinnen versunken, saß das arme Weib eines Morgens in ihrem Hüttlein. Sie hatte während der vorhergehenden Nacht kein Auge geschlossen; und wiewohl es Winter und sehr kalt war, verließ sie

ihr Lager doch sehr früh, zündete sich Feuer und Licht an und nahm ihre Bibel zur Hand. Sie war in der That in diesem Augenblick fast untröstlich. Allerlei erschreckende Gedanken erfüllten ihr Herz. Heiße Thränen strömten über ihre bleichen Wangen. Wie lange sollte ihr Elend noch andauern? Sollte der Herr denn noch keinen Ausweg zeigen? Nur noch für einen einzigen Tag war Brot im Hause; und außer einem Zehngroschenstück besaß sie keinen Heller mehr. Aber dieses Zehngroschenstück hatte sie bereits seit drei Monaten aufbewahrt, um wenigstens das Bestellgeld für den erwarteten Brief ihres Mannes bezahlen zu können.

„Ach, warum mag denn gar kein Brief kommen?“ seufzte sie vor sich hin. „Wenn der Herr nicht bald einen Ausweg zeigt, so kann ich es nicht mehr aushalten. Sollte mein armer Mann umgekommen sein?“

Und noch reichlicher strömten ihre Thränen. Geraume Zeit saß die arme Mutter so an ihrem Tische; ein Seufzer nach dem anderen drängte sich über ihre Lippen, und mit jedem Augenblick zeigte sich ihrem Geiste die Zukunft dunkler und trüber. Doch endlich kehrte einige Ruhe in ihr Gemüt zurück. Sie schlug die Bibel auf und las den siebenunddreißigsten Psalm:

„Vertraue auf Jehova und thue Gutes; wohne im Lande und weide dich an Treue; und ergötze dich an Jehova: so wird Er dir geben die Bitten deines Herzens. Befiehl Jehova deinen Weg und vertraue auf Ihn! und Er wird handeln.“

„Ja“, rief sie aus, „dem Herrn will ich meinen Weg befehlen; auf Ihn will ich vertrauen; Er wird sicher zu Seiner Zeit mir einen Ausweg zeigen.“

Und auf ihre Kniee sinkend, schüttete sie ihr Herz vor Ihm aus, der gesagt hat, daß Er uns nicht über Vermögen versuchen, sondern mit der Versuchung auch den Ausgang verschaffen werde.

Gestärkt und erquickt erhob sie sich; und mit neuem Mute begann sie ihr Tagewerk. Die Kinder wurden geweckt und angekleidet, das kärgliche Frühstück wurde bereitet; und bald saß die kleine Familie am Tische, um mit dankbarem Herzen die Gaben aus der Hand Gottes anzunehmen. Während sie so ihr kärgliches Mahl hielten, sagte die Mutter zu Arthur, daß er doch einmal ins nächste Städtchen gehen und forschen möchte, ob mit der letzten Post kein Brief vom Vater angekommen sei. Sie gab ihm die Weisung, zunächst nach dem Posthause zu gehen, und, falls der Brief weniger als zehn Groschen koste, für das übrige Geld Mehl einzukaufen. Obwohl die nächste Postanstalt beinahe drei Stunden von der Hütte entfernt lag und der Weg, zumal ein tiefer Schnee ihn bedeckte, nichts weniger als angenehm war, so war Arthur doch alsbald bereit, die Reise anzutreten. Sobald daher das Frühstück beendet war, und die gottesfürchtige Mutter dem Herrn noch einmal für Seine liebende Fürsorge gedankt und Ihm ihren Sohn anbefohlen hatte, wickelte sie den Knaben in ein warmes Tuch, drückte einen Kuß auf seine Stirn und ließ ihn gehen mit der Aufforderung, so rasch wie möglich zurückzukehren. Arthur nickte zustimmend und trat mutig seine Reise an.

Langsam rollten die Stunden des Tages dahin; die arme Mutter war eifrig mit der Vollendung einer Näharbeit beschäftigt. Jedoch zeigten ihre Mienen nur zu deutlich, daß ihr Herz mit ganz anderen Dingen beschäftigt war. Endlich neigte sich der Tag, und der Abend dun-

kelte mehr und mehr in das einsame Zimmer; aber Arthur war noch immer nicht zurückgekehrt. Von Zeit zu Zeit richtete die Mutter ängstlich verlangende Blicke nach dem Fenster; und mit Spannung lauschte ihr Ohr auf jedes Geräusch; zum Öfteren verließ die kleine Maria das Zimmer, um zu sehen, ob ihr Bruder noch nicht komme, um ihm dann entgegen zu laufen; aber der so sehnsüchtig erwartete Knabe kam nicht. Die Dunkelheit der Nacht nahm mit jedem Augenblick zu; dazu begann der Schnee von neuem in dichten Flocken herabzufallen, und bald konnte man kaum noch einige Schritte weit sehen. Es läßt sich leicht begreifen, wie ängstlich das Herz der armen Mutter zu klopfen begann, als sich jetzt geräuschlos Minute an Minute reihte, ohne daß Arthur erschien. Die peinlichsten Gedanken drängten sich in ihre Seele. Endlich konnte sie es nicht länger aushalten. Sie warf sich schnell in ein wärmeres Kleid, zündete die Laterne an, nahm Maria an die Hand und verließ mit ihr die Hütte, um den Knaben aufzusuchen. Auch der treue Karo, ihr Hund, mußte mitgehen. Und so gingen sie fort, riefen zu hundert Malen den Namen des Knaben, aber keine Antwort kam zurück; Arthur schien spurlos verschwunden zu sein.

Es war ein Glück, daß es endlich zu schneien aufhörte, so daß die arme Mutter und ihr Kind bei dem trüben Licht der Laterne den Weg zur Stadt finden konnten. Bereits hatten sie über eine halbe Stunde zurückgelegt und noch keine Spur von Arthur entdeckt. Maria begann vor Kälte zu weinen. Die betrübte Mutter hemmte einige Augenblicke ihre Schritte, um zu überlegen, was sie weiter thun solle. Mit Inbrunst flehte sie zum Herrn, daß Er ihr doch die Spur ihres Lieblings zeigen möchte. Ach! das arme Mutterherz litt schwer.

In diesem Augenblick ließ der Hund ein lautes Gewinsel vernehmen. Im Nu war das treue Tier aus ihren Augen verschwunden; aber ebenso schnell kehrte es mit fröhlichen Sprüngen zurück, faßte mit seinen Zähnen das Kleid der armen Mutter und zog sie in die Nähe eines Baumes, an dessen Stamm der Schnee sich zu einem Hügel aufgehäuft hatte. Und wer beschreibt die freudige Überraschung der guten Frau, als sie ihren geliebten

Arthur, zur Hälfte unter dem Schnee verborgen, in ruhigem Schlafe vor sich liegen sah! Augenblicklich begriff sie, was geschehen war. Der Knabe, erstarrt durch die Kälte und ermüdet von der Reise, hatte sich niedergesetzt und war in Schlummer gefallen. Und sicher würde er hier seinen Tod gefunden haben, wenn ihn der treue Karo nicht entdeckt hätte. In der größten Eile weckte

die Mutter ihr Kind; indes kostete es ihr keine geringe Mühe, ihn auf die Beine zu bringen und nach Hause zu schaffen. Erst als sie die Hütte erreichten, kehrte das Bewußtsein des Knaben völlig zurück.

„Hier, Mutter", rief er dann, als er endlich bei klarer Besinnung war, „hier ist der Brief vom Vater!"

„Hast du auch das Mehl mitgebracht?" fragte die kleine Maria.

„O ja", war die Antwort; „denn der Brief kostete nichts. Der Vater hat das Porto ganz bezahlt, bevor er den Brief abgesandt hat. War das nicht gut, Mutter?"

Doch die gute Mutter hatte diesmal keine Antwort für ihren geliebten Knaben. Sie hörte kaum seine Worte. Sie hatte bereits den Brief erbrochen und war in den Inhalt desselben ganz und gar vertieft. Und je weiter sie las, desto mehr veränderten sich ihre Mienen. Bald rann eine Thräne nach der anderen über die kummerbleichen Wangen; endlich brach sie in lautes Schluchzen aus.

„Aber, Mutter, was ist geschehen?" riefen Arthur und Maria wie aus einem Munde.

„O etwas sehr Gutes, sehr Herrliches!" stammelte die Mutter. „Ach! viel zu gut, als daß man es glauben kann. Ja, das hat der Herr gethan! O welch eine unaussprechliche Gnade! Aber erst müssen wir den Herrn loben und preisen; dann werde ich euch alles erzählen."

Und die fromme Mutter sank auf ihre Kniee nieder und dankte dem Herrn für die wunderbare Rettung ihres Kindes und Seine gnadenreiche Erhörung ihres Gebets. Und als sie ihr Gebet beendigt hatte, erzählte sie ihren Kindern, daß der Vater in New-York einen Brief von dem Eigentümer ihres früheren Pachtgutes empfangen habe, worin derselbe ihm sein tiefes Bedauern über das Unrecht

ausdrücke, welches er ihm angethan habe. Er sei, schreibt er, endlich zu der Überzeugung gekommen, daß jener Mensch, welcher den Vater der Unehrlichkeit angeklagt habe, selbst ein Lügner und ein Dieb sei. Dabei habe er an den Vater die dringende Aufforderung gerichtet, so bald wie möglich zurückzukehren und von neuem das Gut zu pachten; zugleich habe er ihm eine namhafte Summe als Entschädigung für das ihm zugefügte Unrecht gesandt.

„Dann kommt ja der Vater schon bald wieder zurück?“ jauchzten die beiden Kinder.

„Ja, er kommt mit dem nächsten Dampfschiffe“, war die Antwort. „O wie gut ist der Herr! Und seht, der Vater hat dieses Papier beigelegt. Das ist eine Anweisung, auf welche wir Geld bekommen können, so daß wir keinen Mangel mehr zu leiden brauchen.“

Daß an diesem Abend große Freude in der kleinen Hütte auf der Heide herrschte, werden meine jungen Leser leicht begreifen können. Ja wirklich, jedes Gesicht glänzte vor Freude und Entzücken. Auch hier wieder hatte der Herr Seine Verheißung erfüllt. Die Mutter hatte ihren Weg dem Herrn befohlen; und der Herr hatte alles wohlgemacht. Glückselig ein jeder, welcher Ihm vertraut und sich Ihm völlig übergiebt!

Abraham glaubte Gott.

„Abraham glaubte Gott, und es wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet.“ (Röm. 4, 3.) Kann dasselbe auch von dir gesagt werden, mein lieber Leser? — Eine wichtige Frage; denn der Glaube ist das einzige Mittel, durch welches du errettet werden kannst, wie der Herr Jesus

sagt: „Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht". (Joh. 5, 24.) Nicht Beten und Fasten, nicht das Lesen des Wortes Gottes, so gut und gesegnet dies an und für sich auch sein mag, nicht eifriges Kirchengehen, noch der regelmäßige Besuch religiöser Versammlungen, mit einem Wort, nicht irgend etwas, was du thun könntest, kann dich erretten und dir ewiges Leben geben; nein, das vermag allein der einfältige Glaube an das, was Gott gethan hat und was Er in Seinem Worte dir mitteilt; allein der Glaube an Seine große Liebe, die sich darin erwiesen hat, daß Er Jesum in diese Welt sandte, um für dich zu sterben und den göttlichen Zorn, den wir, du und ich, verdient hatten, auf dem Kreuze zu tragen.

Wo könntest du eine Liebe finden, die sich mit dieser göttlichen Liebe vergleichen ließe? Darum laß dich bitten, jetzt, in diesem Augenblick, zu Gott zu kommen und in kindlichem Glauben die unendliche, kostbare Gabe Seiner Liebe anzunehmen. Dann bist du errettet, und zwar errettet für immer und ewig. Gott wird sich niemals ein Schäflein Christi aus Seiner starken Hand rauben lassen. Er wird alle die Seinigen bewahren, so lange sie hienieden pilgern, und sie dereinst, vielleicht schon bald, zu sich nehmen in das Vaterhaus droben. Und sieh, mein Leser, alles das auf Grund des einfältigen Glaubens an Ihn. Wahrlich, es ist nichts Schweres, was Gott von dir verlangt; es ist nicht schwer, zu glauben. Es ist der einfache, aber auch der alleinige Heilsweg Gottes, gegründet auf das vollbrachte Werk Jesu Christi, Seines Sohnes.

Viele Menschen scheinen jedoch zu denken, die Errettung würde viel leichter von ihnen zu erlangen sein,

wenn Gott ihnen etwas zu thun gegeben hätte. Und woher kommt diese merkwürdige Erscheinung? Weil der Mensch in einer Weise errettet zu werden wünscht, wie es ihm gefällt, und nicht wie es Gott für gut hält. Er meint, der bloße Glaube sei eine viel zu einfache Sache, um dadurch Gott wohlgefallen zu können, und er selbst müsse doch auch etwas zu seiner Errettung beitragen. Zugleich verbirgt sich dahinter der Stolz des Menschen, der nicht zugeben will, daß er hoffnungslos verloren ist und seine Errettung voll und ganz von einem Anderen erwarten muß. Ach, wie thöricht ist der Mensch! Er will etwas beitragen zu einem Werke, das seine Kräfte unendlich weit übersteigt, ja, dessen Ausführung völlig unmöglich für ihn ist; zu einem Werke gar, das bereits vor mehr als 1800 Jahren vollbracht wurde und allen Forderungen der Gerechtigkeit Gottes begegnete. Gott ist durch den Tod Christi vollkommen befriedigt und verherrlicht worden. Das kostbare Blut Jesu Christi ist genug für Ihn; und durch das am Kreuze vollendete Werk Jesu bietet Er jetzt einem jeden, der es annehmen will, einem jeden, der da glaubt, Heil und Vergebung an.

Aber allen denen, welche Christum als den alleinigen Weg des Heils verwerfen, möchte ich zurufen: Ein Tag kommt, an welchem du Ihn als Richter wirst anerkennen müssen. Dann wird dir nicht mehr Heil und Leben in Seinem auf Golgatha vergossenen Blute angeboten werden; der Tod Christi wird dann nur dein eigenes Gericht besiegeln. Und der Urteilsspruch wird lauten: Bindet ihn, und werfet ihn in die äußerste Finsternis, in den Feuersee, der mit Feuer und Schwefel brennt, um dort gequält zu werden mit dem Teufel und seinen Engeln in die Zeitalter der Zeitalter! Und warum das? Weil du nicht

geglaubt hast an das Wort Gottes, als Er dir ein volles, gegenwärtiges und freies Heil anbot, „ohne Geld und ohne Kaufpreis“! Die ganze Ewigkeit hindurch wirst du dann Zeit haben, über deine Thorheit nachzudenken, die dich eine ewige Herrlichkeit, ewige Ruhe und Freude im Lichte des Vaterhauses verscherzen ließ.

Aber heute ist noch Zeit, wenn du zu Jesu kommen und an Ihn glauben willst. Heute kannst du noch den unsäglichen Schrecken einer ewigen Verdammnis entrinnen und ewige Seligkeit finden. Darum bedenke, was zu deinem Frieden dient! Laß dich nicht länger aufhalten, mit allem Ernst darnach zu fragen, wohin dein Weg führt, und was du thun mußt, um dem kommenden Zorn zu entfliehen. „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und darnach das Gericht.“ So redet das Wort Gottes, und von diesem Worte wird nicht ein Jota, nicht ein Strichlein dahinfallen, mögen auch Himmel und Erde vergehen.

Dasselbe Wort aber redet auch mit gleicher Bestimmtheit von der Sicherheit eines jeden, der an Jesum glaubt. Ein solcher „hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht“. Zweifelst du an der Wahrheit dieser Worte? Der Sohn Gottes selbst ist es, der sie ausgesprochen hat, und Er redete die Worte Dessen, der Ihn gesandt hatte, eines Gottes, der nicht lügen kann. Wenn Er sagt: „Wer da glaubt, hat ewiges Leben“, so meint Er was Er sagt, es ist untrügliche, göttliche Wahrheit; und wenn Er hinzufügt: „er kommt nicht ins Gericht“, so ist das ebenso unerschütterlich wahr und gewiß. Alle Worte Gottes sind Wahrheit, mögen sie nun von Gericht oder Gnade, von ewiger Verdammnis oder ewiger Seligkeit reden. Darum laß dich bitten, mein Leser, einfältig dem Worte Gottes zu glauben. Höre, was der Apostel Johannes in seiner

ersten Epistel schreibt: „Dies habe ich euch geschrieben, auf daß ihr wisset, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr glaubet an den Namen des Sohnes Gottes". (Kap. 5, 13.)

Und hast du geglaubt, mein Leser, so steht eine herrliche, gesegnete Sache vor dir: die Ankunft Jesu, unseres geliebten Herrn. Er wird bald wiederkommen, um alle die Seinigen zu sich zu nehmen. Sie sollen da sein, wo Er ist, ewiglich. Und von allen deinen Sünden gereinigt, von der Herrschaft Satans befreit, kannst du zur Ehre Dessen leben, der für uns gestorben ist. Du bist dann berufen, so zu wandeln, wie Er hienieden gewandelt hat, Andere zu Ihm zu führen und auf Seine Wiederkehr zu warten, die jeden Augenblick erfolgen kann.

Möge der Herr durch Seinen Geist in dem Herzen eines jeden unbekehrten Lesers dieser Zeilen wirken, damit er dasselbe thue, was einst Abraham gethan hat: Gott und Seinem Worte glauben!

Der glückliche Schwarze.

Vor einigen Jahren wurde ein Diener des Herrn in H. von einer Krankheit befallen, die seine Aufnahme in ein Krankenhaus wünschenswert erscheinen ließ. Obwohl seine Frau den kranken Gatten lieber daheim gepflegt hätte, so sah sie doch ein, daß ihre Kräfte dazu nicht ausreichen würden, und entschloß sich, mit ihm ins Krankenhaus zu gehen. Da sie früher selbst Krankenwärterin gewesen war und sich bereit erklärte, für die Zeit ihres Aufenthalts ihren alten Beruf wieder aufzunehmen, wurde ihr der Wunsch, in der Nähe ihres leidenden Mannes zu bleiben, gern gewährt. Bald sollten

beide auch erfahren, daß der Herr es war, der sie diesen Weg führte, und daß Er sie zur Erfüllung Seiner liebevollen Absichten ins Krankenhaus gebracht hatte.

An dem Tage, welcher der Überführung des Kranken ins Hospital vorherging, war ein schwarzer Matrose aufgenommen worden, der an einer heftigen Lungenentzündung litt. Er war früher Sklave gewesen in Süd-Karolina (Nord-Amerika), aber nach Beendigung des Krieges zwischen den Nord- und Südstaaten Amerikas freigelassen worden. Während einer Fahrt durch die Ostsee war er krank geworden, wurde in H. ans Land gesetzt, und kam so ins Krankenhaus. Herr N., der Kranke, von dem wir zuerst gesprochen haben, hörte ihn, da er im anstoßenden Saale lag, oft husten während den langen, stillen Stunden der Nacht. Er fragte seine Gattin, die ab und zu ging, wer der Arme sei, der so wenig Ruhe finden könne. Als er hörte, daß es ein armer Neger sei, der früher Sklave gewesen, wurde der Wunsch in ihm rege, ihn zu sehen. Seine Gattin versprach ihm, den Schwarzen an sein Bett zu bringen, sobald derselbe sich genügend erholt habe. Dies geschah denn auch nach einigen Tagen. Herr N. unterhielt sich längere Zeit mit ihm über die Liebe Gottes, der Seinen Sohn für verlorene Sünder, auch für Schwarze, dahingegeben habe; aber Paul, so wurde der Neger genannt, war so unwissend über göttliche Dinge, daß Herr N. erstaunte und inbrünstig zum Herrn flehte, Er möge doch dieses finstere Herz erleuchten und Sein Wort mit Kraft dem Gewissen des armen Heiden nahe bringen.

Paul konnte kaum lesen; Herr N. sagte ihm deshalb einige Schriftstellen wiederholt vor, um sie so seinem Gedächtnis einzuprägen; unter anderem den bekannten Vers

aus dem 3. Kapitel des Evangeliums Johannes: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Lebe habe".

Paul war sehr pünktlich in seinen Besuchen an dem Lager seines neuen Freundes, der unausgesetzt das Bett hüten mußte, und lauschte mit großer Aufmerksamkeit auf die frohe Botschaft von Jesu. Um diese Zeit starb ein Mann, dessen Bett demjenigen des Negers gerade gegenüber stand. Derselbe schied aus dieser Welt mit dem lauten und freudigen Bekenntnis, daß alle seine Sünden vergeben seien. Frau N., die während der letzten Stunden des Sterbenden viel an seinem Bett saß, las ihm einen Abschnitt aus dem Evangelium Johannes vor, beginnend mit dem 14. Verse des 3. Kapitels: „Und gleichwie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, also muß der Sohn des Menschen erhöht werden, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe"; ohne zu wissen, daß dies gerade die Verse waren, welche ihr Mann den Neger gelehrt hatte. Sie bemerkte wohl, daß seine großen Augen unausgesetzt auf sie gerichtet waren, so lange sie vorlas, ahnte aber nicht, was in der Seele des Schwarzen vorging, und verließ bald nachher den Saal, ohne mit ihm geredet zu haben.

Am nächsten Morgen schien Paul sich nicht so wohl zu fühlen wie am Tage vorher, da er im Bett zu bleiben wünschte. Frau N. ließ ihn gewähren und meinte, er würde gegen Mittag von selbst das Bedürfnis fühlen aufzustehen. Aber Paul blieb im Bett. Da plötzlich, es war gegen zwei Uhr, kam eine der Hülfswärterinnen atemlos zu Frau N. gelaufen und rief ihr zu: „Kommen Sie doch einmal rasch zu Paul; er ist wahnsinnig

geworden!“ Sie eilte zu ihm und fand ihn im Bett sitzen, umgeben von Krankenwärtern und ihrer Genesung entgegengehenden Kranken. Seine Hände waren gefaltet, seine Augen nach oben gerichtet, während große Thränen unaufhörlich seine schwarzen Wangen hinabrollten. Zugleich bemerkte Frau N., daß sein dichtes, wolliges Haar von Wasser triefte.

Ohne sich um seine Umgebung zu bekümmern, rief der Schwarze ein über das andere Mal: „Wann du willst, o Gott! Alle meine Sünden sind vergeben! Ich kann jetzt zu jeder Zeit sterben!“ — „Glücklicher Paul!“ dachte Frau N., „es ist wahrlich genug, um vor Freude zu jubeln.“

Doch woher kam das Wasser in seinen Haaren? Frau N. erfuhr es nachher von einem der Wärter. Sobald Paul der Vergebung seiner Sünden gewiß geworden war, hatte er eine neben dem Bett stehende Schüssel mit Wasser ergriffen und ihren Inhalt über sein Haupt gegossen, indem er ausrief: „Herr, taufe mich, und nimm mich zu dir!“ — Sein Gebet sollte schon bald nachher Erhörung finden.

Da Frau N. sah, daß der glückliche Schwarze vor Freude ganz außer sich war, bat sie ihn, sich wieder niederzulegen und etwas zu ruhen; dann ging sie zu ihrem Gatten, um ihm die unerwartete Freudenbotschaft mitzuteilen. Nicht lange nachher kam Paul selbst und berichtete seinem Freunde strahlenden Auges die Einzelheiten seiner Bekehrung, indem er ihn zugleich bat, an seine Mutter in Amerika zu schreiben und sie von seiner Freude in Kenntnis zu setzen. „Wenn ich wieder nach Hause komme“, fügte er hinzu, „so werde ich ihr das 3. Kapitel des Evangeliums Johannes vorlesen.“

Einige Wochen vergingen. Der Zustand des Schwarzen besserte sich zusehends. Endlich konnte er das Hospital verlassen und trat bei einem christlichen Meister in Arbeit. Allein schon vierzehn Tage später kehrte er, kränker als je, zurück. Als er gefragt wurde, ob er noch die Nähe des Herrn genösse, erwiderte er: „Nein, ich genieße den Herrn, nicht Seine Nähe, Ihn selbst". Sein Herz strömte über von Freude und Glück, und das herrliche Zeugnis, das er inmitten seiner Leidensgefährten ablegte, wird in dem Krankenhause nicht so bald vergessen werden. Es war seine einzige Freude, von Dem zu reden, der ihn erlöst hatte.

Herr und Frau N. verließen um diese Zeit das Hospital, aber die letztere fuhr fort, den Schwarzen zu besuchen. Eines Tages fragte sie ihn: „Nun, Paul, wie geht es heute?"

„Nicht sehr gut", erwiderte er; „aber ich vertraue auf den Herrn. Ihm überlasse ich alles."

Ein anderes Mal sagte sie ihm, daß es im Himmel keine Schwarzen mehr geben würde. „Nein", entgegnete er, „ich bin weiß gewaschen in dem Blute des Lammes." Sein sehnlichster Wunsch war, daß doch auch seine Mutter die Liebe kennen lernen möchte, welche ihn gesucht und gefunden hatte.

Kurz vor seinem Tode ließ er Frau N. noch einmal zu sich rufen und bat sie, neun Mark, alles was er besaß, an seine Mutter in Süd-Karolina zu schicken und ihr zu sagen, sie möge doch das dritte Kapitel des Ev. Johannes lesen. Zugleich bat er ihr mitzuteilen, daß er zu dem Herrn Jesu gegangen sei. In seinen letzten Stunden hatte er heftige Schmerzen, aber sein Herz frohlockte in dem Herrn. Zehn Minuten vor seinem Heimgang flüsterte

er: „Jesus — Jesus ist köstlich!“ Dann entschlief er sanft und ruhig, um für immer bei Ihm zu sein, der seinem Herzen so teuer geworden war.

Erlaubte Rache.

Eine Bürde Brennholz auf dem Rücken, vor Kälte zitternd, kam Simeon, der alte Schiffer, aus dem entblätterten Walde zurück. Er hatte Reiser gesammelt, was der Besitzer des Waldes den Armen erlaubt hatte. Mühsam schritt er den beschneiten Pfad entlang, der am Hause des Waldhüters vorbeiführte; er wollte über die Brücke zu seiner Hütte gehen, die an der anderen Seite des Flusses lag. Doch kaum hatte er das Haus des Waldhüters erreicht, als dieser ihm mit den Worten entgegentrat:

„Halt, Alter! Wo hast du das Holz her? Sicher hast du es aus dem Walde meines gnädigen Herrn entwendet. Schnell gieb es her!“

Simeon erschrak. „Ich habe es nicht entwendet“, stammelte er.

„Lüge mir nichts vor!“ schrie der Waldhüter erbost. „Gestern erst habe ich einen Baum drüben im Walde gefällt. Von diesem hast du's genommen. Darum her damit!“

„Nein“, entgegnete der Alte, „ich habe es nicht gestohlen. Ich habe es mühsam gesammelt, Reis für Reis, so wie der gnädige Herr es uns erlaubt hat, redlich und recht.“

„Du lügst, alter Graukopf!“ schrie der Waldhüter wütend; „ich weiß, du hast es gestohlen. Her damit!“

„Seht her, Herr“, bat der Alte, „es sind lauter kleine, dürre Reiser, die ich zusammengetragen habe, wie ich sie unter den Bäumen im Schnee zerstreut fand. Die Kälte

thut weh; laßt mich, damit ich mein Zimmerchen einheizen kann."

„Nein, du hast es entwendet! Gieb es her, ohne Widerrede!"

Mit diesen Worten riß der gefühllose Mann dem Greise ungestüm die Bürde vom Rücken und warf sie über die Brücke hinab in den Strom, den Wellen zum Spiel.

„Nun ist der Streit zu Ende", rief er höhnisch und wandte sich lachend seinem Hause zu. Simeon sah ihm traurig nach und schritt dann nassen Auges nach seiner Hütte.

Die Kälte ward immer heftiger. So weit das Auge reichte, hatte sich der Fluß mit einer festen Eisdecke überzogen. Plötzlich aber trat Tauwetter ein. Der Schnee schmolz rasch; infolge dessen stieg der Fluß und sprengte bald mit donnerähnlichem Krachen seine unfreiwilligen Fesseln. Das Eis kam ins Treiben. Mächtige Schollen schwammen mit erschreckender Geschwindigkeit an der Hütte Simeons vorbei und bäumten sich mit lautem Getöse an den Jochen der Brücke empor, so daß diese zitterte und bebte. Endlich stockte der Eisgang; eine gewaltige Scholle hatte sich quer vor eines der Joche gelegt, und nun schoben sich die Eismassen wild übereinander. Die Gefahr für die ohnehin nicht sehr feste Brücke wuchs dadurch von Minute zu Minute. Auf die Dauer konnte sie dem furchtbaren Anprall der stündlich wilder werdenden Wogen und dem Druck der Eismassen nicht widerstehen.

Da kam Christian, des Waldhüters Sohn, aus der Stadt und wollte über die Brücke gehen. Doch als er die gefährliche Lage derselben erblickte, bebte er unschlüssig zurück. Simeon, der gerade damit beschäftigt war, seinen Kahn höher ans Ufer heraufzuziehen, damit er nicht durch

den wilden Strom mit fortgerissen werde, rief ihm zu, er solle zurückbleiben und sein Leben nicht unnütz aufs Spiel setzen. Der Waldhüter stand auf der anderen Seite des Flusses und sah, wie der alte Schiffer seinen Sohn zurückhielt. Das erregte seinen Zorn.

„Komm hurtig herüber!“ schrie er seinem Sohne zu. „Die Brücke wird schon noch halten; laß dir von dem alten Griesgram nicht die Ohren voll hängen! — Komm schnell!“

Christian lief. Stoß auf Stoß kam wider die Brücke, daß sie hin und her schwankte. Noch ein Stoß, so gewaltig, daß Christian zu Boden stürzte. Nun wieder ein Stoß, furchtbarer als alle vorhergehenden — da legte sich die Brücke zur Seite und stürzte mit entsetzlichem Krachen ins Wasser, mit ihr der Sohn des Waldhüters. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Lippen der hüben und drüben stehenden Männer. Einen Augenblick sah man nichts mehr von dem Knaben; dann aber tauchte er aus dem Wasser empor; wunderbarer Weise war er von der einstürzenden Brücke nicht zerschmettert worden. An einen Balken geklammert, von dem nachschiebenden Eise fast erdrückt, so riß ihn der Strom mit sich fort. Laut schrie er um Hülfe. Untröstlich lief der Waldhüter am Ufer auf und ab und rang verzweifelt die Hände. Aber wie erstaunte er, als er den Greis auf der anderen Seite des Flusses seinen Kahn ins Wasser schieben und mit jugendlicher Behendigkeit hineinspringen sah. — Großer Gott! wollte der geschmähte Alte sein eigenes Leben wagen, um den Sohn seines Feindes zu retten?

Mutig zwang Simeon seinen Kahn durch die Eisschollen. Es war eine furchtbare, gefährliche Arbeit. Doch mit Gottes Hülfe sollte sie gelingen. Immer näher kam der Nachen dem mit dem Tode ringenden Knaben. End-

lich hatte er ihn erreicht. Mit einem gewaltigen Ruck riß der Alte den Knaben empor und legte ihn sanft auf den Boden des Nachens nieder. Nach einigen weiteren Minuten angestrengtester Arbeit erreichte er glücklich das jenseitige Ufer.

„Hier ist Euer Sohn, Herr", wandte er sich keuchend an den Waldhüter; „es ist ihm nichts geschehen."

Stumm und starr stand der Angeredete da; seine Augen ruhten am Boden. Plötzlich aber kam Leben in die starre Gestalt. „Vergieb mir, edler Mann!" stammelte er, während große Thränen über seine bärtigen Wangen rollten; „vergieb mir meine gottlose Härte, mein schändliches Betragen!"

„Was soll ich Euch vergeben?" erwiderte Simeon freundlich. „Habe ich mich nicht genug an Euch gerächt?" —

Wahrlich, das war eine erlaubte Rache! Sie trug gesegnete Früchte.

„Ich gehe heim."

1.

Es war im Winter des Jahres 1880. Ich wohnte damals in E. und besuchte nach meiner Gewohnheit von Zeit zu Zeit das dortige Krankenhaus, um mit den Kranken über das Heil ihrer unsterblichen Seele zu reden und ihnen die eine oder andere leibliche Erfrischung zu bringen. Eines Tages wurde ich gebeten, eine Frau, die an einem heftigen rheumatischen Fieber erkrankt war, aufzusuchen und mit ihr über das Eine, was not ist, zu reden. Ich begab mich deshalb frühzeitig in das Hospital, um den Saal, in welchem jene Frau lag, ausfindig zu machen.

Allein meine Bemühungen waren vergeblich. Schon hatte ich mehrere Säle durchschritten, aber die Gesuchte war nirgendwo zu finden. Endlich wurde ich in einen Saal geführt, in welchem ich nie vorher gewesen war und wo ich zuversichtlich die Kranke anzutreffen hoffte. Aber wieder sah ich mich getäuscht. Ich beschloß deshalb, mein Suchen für jenen Nachmittag aufzugeben und zu einigen anderen Kranken zu reden.

Rund um mich her blickend, blieb mein Auge an einem jungen, etwa zwanzigjährigen Mädchen haften, das in einem Bett gleich neben der Thüre lag. Ich fühlte mich unwillkürlich zu ihr hingezogen, trat deshalb an ihr Bett und fragte sie, ob sie sich schon lange im Krankenhause befinde, und ob sie bald besser zu werden hoffe.

In der Meinung, ich hielte sie für die Person, welche ich so lange vergeblich gesucht und deren Namen ich beim Betreten des Saales genannt hatte, blickte die Gefragte auf und sagte mit einem freundlichen Lächeln: „Ich glaube, Sie irren sich; ich bin nicht Frau M—."

„Ich weiß das", erwiderte ich; „aber da es mir nicht gelungen ist, Frau M. aufzufinden, und der Herr mich statt dessen hierher geführt zu haben scheint, möchte ich mich mit Ihnen etwas unterhalten, vorausgesetzt daß es Ihnen nicht unangenehm ist."

„Nein, im Gegenteil", lautete die Antwort; „wenn man hier so einsam liegt, freut man sich doppelt über einen Besuch."

Ich ließ mich jetzt auf einen neben dem Bett stehenden Stuhl nieder und begann mit der Kranken zu plaudern. Sie war offen und mitteilsam und erzählte mir, daß ihre Heimat hoch im Norden liege, und daß sie in E. außer einer Tante keine Menschenseele kenne. Sie war

erst zwei Tage vorher ins Krankenhaus aufgenommen worden. Da sie offenbar sehr leidend war, bemerkte ich, welch eine gesegnete Sache es sei, wenn man in Krankheit und Schmerzen sich zu dem Herrn Jesu wenden könne. Ich fragte sie dann, ob sie wisse, was es heiße, Ihm zu vertrauen, und mit völliger Zuversicht sich zu Ihm wenden und sagen zu können: „Mein Herr und mein Gott!"

„Ich bemühe mich, Ihn kennen zu lernen", erwiderte sie.

„In welcher Weise thun Sie das denn?"

„Ich suche Seine Gebote zu halten", war ihre Antwort.

„Und gelingt Ihnen das?" fragte ich; „finden Sie, daß Sie fähig sind, den Geboten Gottes nachzukommen?"

Einen Augenblick erhielt ich keine Antwort; endlich aber kam es zögernd über die Lippen der Kranken: „Nein, ich vermag sie nicht zu halten".

„Aber was nützen dann alle Ihre Versuche, wenn Sie keine Kraft haben, das vor Gott Wohlgefällige zu thun? So lange Sie nicht als eine arme, hülflose Sünderin zu Jesu kommen und Ihn als Ihren Heiland aufnehmen, allein vertrauend auf Sein am Stamme des Kreuzes vollbrachtes Werk, sind Sie unfähig, Gott wohlzugefallen; denn der Mensch in seinem natürlichen Zustande kann nichts anderes thun, als was vor Gott hassenswürdig ist, ja, er vermag nicht einmal einen einzigen guten Gedanken zu fassen, bis er jene neue Natur empfängt, welche der Herr einem jeden Sünder, der an Ihn glaubt, schenkt. Kein noch so großer Schatz sogenannter guter Werke kann Gott annehmlich sein; denn Er sagt: „Alle eure Gerechtigkeit ist wie ein unflä-

ges Kleid"; und, nicht wahr, wir dürfen doch nicht wagen, Gott ein unflätiges Kleid anzubieten? Wir dürfen nicht wagen, einem solch großen und heiligen Wesen, wie Er ist, mit irgendwelcher eigenen Gerechtigkeit zu nahen?" Mit diesen Worten öffnete ich meine Bibel und sagte: „Hören Sie, was Gottes Gedanken über den Menschen sind", und las ihr dann folgende Stellen vor: Hiob 15, 14—16; 25, 4—6; Röm. 3, 9—19. (Der Leser wolle dieselben in seiner eigenen Bibel aufsuchen und aufmerksam lesen.)

Die Kranke folgte meinen Worten mit großer Aufmerksamkeit. Ein Ausdruck der höchsten Spannung lag auf ihren bleichen Zügen. Wohl noch nie hatte ihr jemand gesagt, was Gott über den Menschen denkt. Da ich sah, daß das Wort des lebendigen Gottes wie ein Pfeil in ihr Inneres drang, fuhr ich fort, ihr zu erzählen, wie Gott in Seiner wunderbaren Gnade des hülflosen und sündigen Menschen gedacht und einen Weg bereitet habe, auf welchem der unreinste, verderbteste Sünder Ihm mit Vertrauen und kühner Zuversicht nahen könne. Joh. 3, 16 aufschlagend, las ich die bekannten, kostbaren Worte dieser Stelle zweimal langsam und deutlich, um der Kranken Zeit zu geben, ihre volle Bedeutung zu erfassen, und versuchte dann, ihr die Bereitwilligkeit Gottes zur Errettung des Sünders zu zeigen, indem ich ihr erklärte, wie es Gottes Freude gewesen sei, sich als einen Geber zu offenbaren. „Gott", sagte ich, „hat Seinen eingeborenen, geliebten Sohn ungebeten gegeben, auf daß ein jeder, – das will sagen: Sie, ich und wer es sonst sein möge, — der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe. Möchten Sie nicht wünschen, ewiges Leben zu haben und zu wissen, daß alle Ihre

Sünden in dem Blute Jesu abgewaschen sind und nie wieder im Gericht gegen sie aufstehen können?"

„O gewiß!" entgegnete sie lebhaft; „aber ich habe immer gedacht, ich könne erst nach dem Tode Gewißheit darüber erlangen, ob meine Sünden vergeben seien."

„Nun", erwiderte ich, „lassen Sie uns einen zweiten Blick in Gottes Wort werfen und sehen, was Gott über diesen Punkt sagt. Der Mensch irrt immer, Gott aber macht nie einen Fehler; und die Dinge, welche Er uns kundthun will, teilt Er uns in sehr deutlicher Sprache mit." Damit schlug ich Joh. 5, 24 auf und las: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben hinübergegangen". Dann blätterte ich weiter und las: „Dies ist das Zeugnis, daß Gott uns ewiges Leben gegeben hat, und dieses Leben ist in Seinem Sohne. Wer den Sohn hat, hat das Leben . . . Dies habe ich euch geschrieben, auf daß ihr wisset, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr glaubet an den Namen des Sohnes Gottes." (2. Joh. 5, 11—13.)

Die Bibel schließend, richtete ich mein Auge auf die Kranke und sagte: „Sie haben jetzt das Wort Gottes gehört; glauben Sie, was Sie gehört haben?"

Thränen rollten über die Wangen des jungen Mädchens, und mit bebender Stimme rief sie aus: „O ich möchte es so gern glauben! Ich wünsche, ich könnte es glauben! Gott segne Sie für die Teilnahme, die Sie einer armen Magd, wie ich bin, erweisen! Nie hat jemand so einfach und deutlich mit mir über das Heil meiner Seele geredet. Wohl erinnere ich mich, daß auf meiner Reise

hierher ein junger Mann ähnliche Worte an mich richtete, wie Sie soeben gethan haben; aber da er die Schriftstellen nicht erklärte, verstand ich ihn nicht. Wollen Sie für mich beten und mich noch einmal besuchen? Bitte, versprechen Sie es mir!"

Nachdem ich ihr versichert hatte, daß ich gern bereit sei, beides zu thun, wenn der Herr es erlaube, erhob ich mich; die Besuchszeit war vorüber, und ich fürchtete, die Kranke schon zu sehr ermüdet zu haben. Doch ehe ich sie verließ, reichte ich ihr einen kleinen Kuchen, den ich mitgebracht hatte. Gerührt nahm sie das kleine Geschenk an und schüttelte mir mit einem herzlichen: „Ich danke Ihnen!" die Hand.

Noch einmal beugte ich mich über sie und fragte: „Was haben Sie jetzt eben gethan?"

Mit verwundertem Blick erwiderte sie: „Ich habe den Kuchen, den Sie mir schenkten, angenommen".

„Ganz recht", entgegnete ich, „Sie haben ihn angenommen und mir dafür gedankt. Nun, wollen Sie nicht in derselben einfachen Weise die Gabe des ewigen Lebens annehmen, welche Gott Ihnen heute umsonst anbietet? Wollen Sie nicht an Christum als Ihren Herrn und Heiland glauben und Ihm für Seine unaussprechliche Liebe danken?" Noch einmal drückte ich ihr die Hand und verließ dann den Saal.

Zwei Tage später kehrte ich zurück. Mein erster Blick galt der Kranken in der Nähe der Thür. Ich erkannte unschwer, daß eine große Veränderung in ihrem Innern vorgegangen war. Ihr Gesicht strahlte vor Freude, und beide Hände mir entgegenstreckend, setzte sie sich im Bett aufrecht und sagte: „O mein Fräulein, wie freue ich mich, Sie wiederzusehen und Ihnen von meinem Glück erzählen

zu können! Ich bin zu Jesu gekommen und glaube jetzt an Ihn als meinen Heiland und Erretter. Ich habe erkannt, daß nicht gute Werke, sondern Jesus allein zu erretten vermag; und Er hat mich errettet. Heute danke ich Gott, daß Er mich hierhergeführt hat; denn hier habe ich zuerst etwas von Jesu gehört. Meine Schmerzen fühle ich kaum mehr, denn mein Herz ist in Ruhe, und alles scheint so ganz anders zu sein als früher. Ja, mein Fräulein, Gott hat auch Sie hierhergesandt. Sie mußten vorgestern gerade in diesen Saal kommen. Wie sehr wünsche ich jetzt, meiner lieben Mutter die glückliche Veränderung mitzuteilen, welche mit mir vorgegangen ist! Denn ich pflegte früher zu sagen: wenn ich bekehrt werden solle, so müsse etwas Außerordentliches mit mir geschehen, irgend ein gewaltiger Schreck oder dergleichen müsse über mich kommen."

„Nun", sagte ich, „dann sehen Sie, wie freundlich und gnädig der Herr ist; Er hat sich dieses Weges nicht bedient, sondern in Güte und Erbarmen Sie zu sich gezogen. Ist es nicht so?"

Die Augen der Kranken füllten sich mit Thränen, und sie flüsterte: „Ja, Er ist so zart mit mir umgegangen. O wie danke ich Ihnen, daß Sie so einfach mit mir gesprochen haben!"

2.

Einige Wochen nach dem oben Erzählten war die Kranke wieder so weit hergestellt, daß sie in das Haus ihres Dienstherrn in einem unweit von E. gelegenen Dorfe zurückkehren konnte. Sie that dies mit ängstlichem Zögern, da in jenem Hause kein christlicher Geist herrschte und auch in dem Dorfe von geistlichem Leben kaum eine Spur zu entdecken war. Aber da man die Stelle wäh-

rend ihrer Krankheit für sie offen gehalten hatte, sagte ich ihr, es sei ihre Pflicht, zurückzukehren; auch wäre ich überzeugt, daß der Herr für sie sorgen würde, wenn sie nur in einfältiger Abhängigkeit von Ihm ihre Arbeit thun und Zeugnis von Ihm ablegen würde. Zugleich versprach ich ihr, von Zeit zu Zeit an sie zu schreiben und ihr nützliche Schriften zu schicken.

Ich hielt mein Versprechen. Etwa ein Monat mochte so verflossen sein, als sie mich dringend ersuchte, einmal zu ihr zu kommen. Ich begab mich denn auch an dem Tage, den sie mir angegeben hatte, nach dem Dorfe und hatte bald das Haus ihres Dienstherrn erfragt. Auf mein Schellen wurde die Thür nicht von dem Dienstmädchen, sondern von einem der Hausbewohner geöffnet; ich fragte, ob ich die erstere nicht für einige Minuten sprechen könne. In einer wenig höflichen Weise wurde ich in das Empfangszimmer geführt, wo ich mich sogleich dem Herrn des Hauses, der mich offenbar erwartet hatte, gegenüber sah. Ich teilte ihm den Zweck meines Besuches mit und sagte ihm, daß ich sein Dienstmädchen während ihrer Krankheit mehrmals im Hospital aufgesucht habe und mich sehr freuen würde, sie wiederzusehen und mich persönlich nach ihrem Ergehen zu erkundigen.

Der Hausherr hatte während meiner Worte eine möglichst würdevolle Miene angenommen und erklärte mir, als ich geendigt, in gemessenem Tone, daß er einen solchen Verkehr mit seinem Dienstmädchen nicht erlauben könne. Er sei Herr und Meister in seinem Hause und habe dem Mädchen verboten, weiterhin Briefe und Bücher von mir in Empfang zu nehmen; auch habe er sie aufgefordert, die bereits erhaltenen an mich zurückzuschicken, da er mit meinen religiösen Ansichten durchaus nicht

einverstanden sei. „Überdies", schloß er seine gewichtige Rede, „wünscht das Mädchen selbst nicht, Sie zu sehen. Es liegt ihr gar nichts an Ihrem Besuche."

„Wollen Sie mir erlauben, mein Herr", erwiderte ich, „Helene nur für zwei Minuten in Ihrer Gegenwart zu sehen und sie zu fragen, ob das wirklich ihr Wunsch ist?"

Mit einer abwehrenden Handbewegung entgegnete er ärgerlich: „Nein, das erlaube ich nicht. Mein Dienstmädchen ist Ihnen in keiner Weise verpflichtet, und Sie haben keinerlei Ansprüche an sie. Ich weiß nicht, was Sie ihr gesagt haben; aber das weiß ich, daß Ihre Worte eine merkwürdige Wirkung auf sie ausgeübt haben, und daß sie heute ein ganz anderes Mädchen ist als früher. Sie ist völlig verändert. Anstatt munter und lebenslustig, wie vor ihrer Krankheit, ist sie jetzt still und ruhig. Junge Leute müssen aber froh und heiter sein, und nicht so gedankenvoll und ernst, wie sie zu sein scheint."

„Es mag sein", sagte ich, „daß die Erkenntnis dessen, was Gott an ihr gethan, sie gedankenvoll und ernst gemacht hat; es wundert mich das gar nicht. Aber sie selbst hat mir wieder und wieder versichert, daß sie nie gewußt, was es heiße, wirklich glücklich zu sein, bis sie Jesum als ihren Herrn und Heiland kennen gelernt habe. Die Erkenntnis der Liebe Gottes zu ihr, einer armen, verlorenen Sünderin, war allein imstande, ihr wahres Glück zu schenken; und", fügte ich hinzu, „auch wir, Sie und ich, müssen als verlorene Sünder zu Jesu gekommen sein, wollen wir anders die Freude der Vergebung unserer Sünden schmecken. Wer nicht als ein solcher zu Jesu kommen will, wird nimmer die Freude des Heils genießen können."

Mit diesen Worten erhob ich mich und verließ das Haus. Ich konnte Helene nicht mehr erreichen; aber es gab Einen, welchem niemand den Weg zu ihr verschließen konnte, und diesem Einen vertraute ich sie an.

3.

Tage und Wochen vergingen; ich hörte nichts von dem mir so lieb gewordenen Mädchen. Umsomehr empfahl ich sie in meinen Gebeten der Gnade und treuen Obhut des guten Hirten. Endlich, es mochte etwa ein Vierteljahr verflossen sein, teilte mir eines Sonntag-Morgens eine Freundin mit, daß ein junges Mädchen in dem Krankenhause liege, das sehr danach verlange, mich zu sehen. „Sie hat mich gebeten", sagte sie, „dir ihren Namen zu nennen und dich daran zu erinnern, daß du sie früher wiederholt besucht habest. Sie würde sich sehr freuen, wenn du noch einmal nach ihr sehen wolltest."

Der Herr hatte meine Gebete erhört, wenn auch nicht in der Weise, wie ich es erwartet hatte. Ich konnte Helene wieder ungehindert besuchen. Schon am nächsten Tage eilte ich zu ihr. Sobald sie mich erblickte, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen, und während die Thränen unaufhaltsam durch ihre halbgeöffneten Finger sickerten, schluchzte sie: „Ist es denn wahr, daß endlich die Antwort auf meine Gebete gekommen ist, und daß Gott Sie noch einmal zu mir gesandt hat? O mein liebes Fräulein, wie inbrünstig habe ich Ihn gebeten, mich noch einmal mit Ihnen zusammenzuführen!"

Dann erzählte sie mir, wie sie in dem Hause ihres Dienstherrn vor und nach meinem Besuche unaufhörlichen Neckereien und Plagereien ausgesetzt gewesen wäre, und wie dadurch, sowie durch die ungestillte Sehnsucht nach mir

ihre ohnehin noch schwankende Gesundheit einen neuen Stoß bekommen hätte, so daß man sie wieder ins Krankenhaus habe bringen müssen. Als ich hörte, daß sie schon seit vierzehn Tagen im Hospital sei, fragte ich: „Warum haben Sie mich's denn nicht früher wissen lassen, daß Sie wieder hier sind?" Sie antwortete: „Nach der Behandlung, welche Sie um meinetwillen von meinem Herrn erfahren hatten, fürchtete ich, Sie würden nichts mehr mit mir zu thun haben wollen. Aber ich fühlte, daß ich es nicht länger aushalten konnte, ohne Sie gesehen zu haben; und als daher Fräulein N. mit einer anderen Kranken in diesem Saale sprach und ich fast dieselben Worte hörte, welche mich aus Ihrem Munde so glücklich gemacht hatten, nahm ich mir die Freiheit, Fräulein N. anzureden. Und als ich nun hörte, daß das genannte Fräulein Sie kannte, bat ich sie, Ihnen von meinem Hiersein Kunde zu geben. Ich habe jetzt meinen Dienst verlassen, und niemand wird mich mehr daran hindern, Sie zu sehen und Ihre Besuche zu genießen; und darum, mein teures Fräulein, versprechen Sie mir, ja, versprechen Sie mir, mich zu besuchen und mir das Wort Gottes zu erklären, wie Sie es früher gethan haben!"

Es fiel mir nicht schwer, dieses Versprechen zu geben; da ich aber im Begriff stand, für einige Wochen zu verreisen, sagte ich ihr, daß ich während dieser Zeit an sie schreiben und meine Freundin bitten wolle, sie inzwischen dann und wann zu besuchen. So geschah es denn auch, und ich empfing, als Antwort auf die meinigen, mehrere Briefe von ihr, in welchen sie in rührender Weise von der Güte des Herrn sprach, die sie inmitten ihrer schweren Leiden genoß. Gleich nach meiner Rückkehr begab ich mich wieder an die Seite der Kranken und

brachte von jenem Tage an jede Woche einige Stunden bei ihr zu. Es waren glückliche Augenblicke, welche wir mit der Betrachtung des kostbaren Wortes Gottes ausfüllten. Es war eine Freude, ihre kindliche Einfalt zu sehen und die Fortschritte zu beobachten, die sie in der Erkenntnis der Wahrheit machte.

So rollten wieder Wochen und Monate dahin, und immer noch befand sich Helene im Hospital. Einmal schienen ihre Kräfte zuzunehmen, und dann wieder meinte man, ihre letzte Stunde sei gekommen. Indes verlor sie selbst nie die Hoffnung auf ihre endliche Genesung bis ungefähr vierzehn Tage vor ihrem Tode, als ich ihr den 16. Psalm vorlas und etwas bei den Worten verweilte: „Fülle von Freuden ist vor deinem Angesicht". Da sagte sie: „Ich glaube, daß Gott mich bald heimrufen wird; denn ich habe mich während der letzten Tage so besonders glücklich gefühlt, als wenn ich schon einen Vorgeschmack von der Freude des Himmels genossen hätte. Ich bin bereit, jeden Augenblick zu gehen, wenn Gott mich abrufen wird. Ob früh oder spät, wie Er will. Nur noch einen Wunsch habe ich, dessen Erfüllung ich vom Herrn erbitte, und der ist, meine inniggeliebte Mutter noch einmal zu sehen, ehe ich von hier scheide."

„Wünschen Sie, daß ich an sie schreibe und sie von Ihrem Wunsche in Kenntnis setze?" fragte ich.

„Nein; ich fürchte, sie würde erschrecken, wenn sie eine fremde Handschrift sähe. Da ich mich noch stark genug fühle, will ich selbst ihr einige Zeilen schreiben. Das wird ihr wohl thun."

Während der beiden nächsten Wochen war ich durch eigenes Unwohlsein, sowie durch die Unbilden der Witterung gezwungen, daheim zu bleiben. Eines Nachmittags

aber erhielt ich durch eine Freundin die Botschaft, daß Helene dem Tode nahe sei und dringend wünsche, mich noch einmal vor ihrem Scheiden zu sehen. Die Nachricht erschütterte mich tief, da ich nicht im Entferntesten daran gedacht hatte, daß ihr Tod so nahe sei. Ich machte mich unverzüglich zum Ausgehen bereit, und, gestützt auf den Arm meiner Freundin, watete ich durch den tiefen Schnee dem Krankenhause zu. An der Seite der Sterbenden fand ich deren Mutter, die man auf telegraphischem Wege herbeigerufen hatte. Sie schüttelte mir die Hand mit warmer Herzlichkeit und sagte: „Meine arme Tochter hat so sehr nach Ihnen verlangt!"

Helene lag völlig regungslos da; ihren Zügen hatte sich bereits der Stempel des Todes aufgedrückt, so daß ich im ersten Augenblick meinte, ich sei zu spät gekommen. Doch nach kurzem Warten öffneten sich ihre Augen, und da man mir sagte, sie wäre bei vollem Bewußtsein, nur taub infolge der großen Schwäche, brachte ich meinen Mund in die Nähe ihres Ohres und sagte laut: „Helene! ich bin gekommen, um Ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen." Als sie den bekannten Klang meiner Stimme hörte, glitt ein freudiges Lächeln über ihre Züge. Ich fuhr fort: „Sie gehen heim, um bei Jesu zu sein; nicht wahr?"

„Ja", erwiderte sie mit vernehmlicher Stimme, „ich gehe heim!" und dann sang sie mit so lieblichem, fast überirdischem Klange, daß mir und allen Umstehenden die Augen feucht wurden:

Ich gehe heim!
Ermüdend ist die Wüste;
Doch land' ich bald an jener Himmelsküste,
Wo Jesus wohnt, wo meine Heimat ist!
Ich gehe heim!

Als der letzte Ton verklungen war, sank sie erschöpft in die Kissen zurück. Sie war immer noch bei klarem Bewußtsein, vermochte aber nicht mehr zu sprechen. Ich las ihr einige Abschnitte aus dem Worte Gottes vor und sagte dann nach einer Weile: „Jesus ist Ihnen sehr nahe, Helene, nicht wahr?"

„Ja", erwiderte sie mit einer Kraft, die wir ihr nimmer zugetraut hätten, „ja, Er ist mir sehr nahe, und Er ist mir stets nahe gewesen. Sagte ich Ihnen nicht bei Ihrem letzten Besuche, daß ich so überaus glücklich wäre und wohl nicht mehr lange hier bleiben würde?" Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: „Teures Fräulein M., geben Sie mir Ihre Hand". Als ich ihrem Wunsche nachgekommen war, versuchte sie, sich aufzurichten und mich zu umarmen; aber die Schwäche war zu groß, und obwohl ihre Lippen sich bewegten, konnte ich doch nicht verstehen, was sie sagen wollte.

Bald nachher verlor sie das Bewußtsein. Da es schon spät geworden war und ich der Sterbenden nicht mehr von Nutzen sein konnte, erhob ich mich, drückte noch einen letzten Kuß auf ihre marmorbleiche Stirn und verließ dann den Saal mit tiefbewegtem Herzen. Ich pries den Herrn, daß Er Sein schwaches, sterbendes Kind befähigt hatte, ein so herrliches Zeugnis von der Kostbarkeit Seiner erlösenden Liebe abzulegen, und bat Ihn, dasselbe an den Herzen der Umstehenden zu segnen und eine überströmende Frucht zu Seinem Preise daraus hervorkommen zu lassen.

Am nächsten Tage trieb es mich wieder zum Krankenhause. Obwohl ich nicht hoffen durfte, Helene noch unter den Lebenden zu finden, verlangte ich doch sehr danach, Näheres über ihr Ende zu hören. Die Kranken-

wärterin kam mir in der Thüre des Saales entgegen und erzählte mir, daß Helene morgens gegen 10 Uhr friedlich hinübergeschlummert sei, ohne Schmerz und Kampf. Sie hatte ausgelitten, und war nun in ihrer himmlischen Heimat, bei Jesu, dem Freunde ihrer Seele. Glückliches Mädchen!

Bei dem Begräbnis traf ich noch einmal mit ihrer Mutter zusammen. Diese erzählte mir, daß Helene nach ihrer, der Mutter, Ankunft die erste Gelegenheit benutzt habe, mit ihr über das Heil ihrer Seele zu reden und sie zu bitten, doch unverzüglich die gute Botschaft von Jesu anzunehmen. „Gott ist ein Geber", hatte sie gesagt, „und du mußt zu Ihm kommen als eine Empfängerin. Laß deine häuslichen Sorgen und Pflichten nicht dein Herz so völlig einnehmen, daß du keine Zeit hast, an deine Seele zu denken; denn deine Seele ist von weit größerem Werte als dein armer Leib. Ja, liebe Mutter, wirf dich vor Gott auf deine Kniee nieder, und wenn du in diesem Saale nicht die nötige Ruhe dazu finden kannst, so suche dir ein einsames Plätzchen, wo niemand dich stört, und dann nimm den Herrn Jesum als deinen Heiland und Erretter an und danke Ihm für alle Seine Güte und Liebe!"

Mein Leser! Wer du auch sein magst, ob jung oder alt, wenn du noch nicht Jesum kennst als Den, der auf Golgatha starb, um dich zu erretten, willst du dann nicht heute noch zu Ihm kommen in derselben einfältigen, kindlichen Weise wie jenes junge Mädchen? Willst du nicht, anstatt deinen guten Werken zu vertrauen oder zu versuchen, dich in irgend einer Weise zu bessern, Gott bei Seinem Worte nehmen — an Christum glauben und errettet werden? O thue es; thue es noch heute! Dann

wirst auch du die Kostbarkeit Seiner Liebe während deines Lebens erfahren und in deinem Sterbestündlein fähig sein, triumphierend zu sagen: „Ich gehe heim, — dahin, wo Jesus wohnt, wo meine Heimat ist!“

Die schützende Hand Gottes.

Es war am 5. August des Jahres 1834, als ein amerikanischer Reisender aus den nordöstlichen Staaten Neuschottlands den Grenzen der Vereinigten Staaten entgegenwanderte. Man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß er sich auf eine weite Reise durch die unwirtlichen Wälder vorbereitet hatte, in welchen man nicht immer ein Nachtlager unter einem gastlichen Dache erwarten darf. Eine wollene Decke nebst Nahrungsmitteln für einige Tage hatte er auf den Rücken gebunden. Seine Axt hing an der rechten Schulter und sein Schießgewehr an der linken, während im Gürtel ein starkes Waidmesser steckte. Herr Bergmann, so hieß unser Reisender, war am Morgen dieses Tages sehr früh aufgebrochen und bei Zeiten an einem wohlhabenden Dorfe, Harts-Mills genannt, vorbeigekommen; er hoffte noch vor Einbruch der Nacht die Herberge des Kapitains Trew um Piskanagan zu erreichen.

Fröhlich wanderte er fort und pfiff mit den Vögeln um die Wette, bis er an eine von der Mündung des Schinflusses gebildete Bucht kam, über welche keine Brücke führte. Da der Fluß nur klein ist, so hatte er gehofft, ihn an einer seichten Stelle, wie er es schon oft gethan hatte, durchwaten zu können; allein er fand zu seinem nicht geringen Verdruß, daß das Wasser infolge des kürzlich gefallenen Regens sehr angeschwollen war.

Meine jungen Leser würden in einem solchen Falle sich kaum zu raten und zu helfen gewußt haben; aber ein Mann, der mit den Gefahren und Beschwerden der Wildnis so vertraut war wie Herr Bergmann, ließ sich durch dergleichen Hindernisse nicht erschrecken. Er wußte schon einen Ausweg zu finden. Hatte er denn nicht eine scharfe Axt auf der Schulter? Rasch wanderte er am Ufer des Flusses hinauf, während seine Augen rastlos hin und her wanderten. Endlich hatte er einen Baum gefunden, der nahe genug am Wasser stand, um ihn so fällen zu können, daß er quer über den Fluß fallen und mit seinem Wipfel das jenseitige Ufer erreichen mußte. Das war ein höchst einfacher Brückenbau, nicht wahr? Man kann ihn bei uns zu Lande wohl nur selten nachmachen, weil das Holz nicht in solchem Überfluß vorhanden ist wie in den amerikanischen Urwäldern. Nun ging's munter an die Arbeit, und bald hatte unser Freund den letzten Streich gethan. Allein dieses Mal hatte sich der gute Mann verrechnet. Der Baum drehte sich beim Fallen seitwärts, fiel ins tiefe Wasser und trieb majestätisch den Fluß hinab. Fort war die Brücke! Bedenklich schaute Herr Bergmann ihr nach. Er wußte in der That nicht gleich, was er nun anfangen solle. Noch einmal einen Baum umhauen? Das war zu umständlich und zeitraubend. Er entschloß sich daher, noch weiter am Flusse hinaufzugehen, in der Hoffnung, doch noch eine taugliche Stelle zum Übersetzen zu finden. Endlich kam er an eines jener freundlich aussehenden, breiten Gewässer, welche von den amerikanischen Flüssen bis tief ins Land hinein gebildet werden und stille Wasserplätze heißen. Hier beschloß er die Überfahrt zu wagen. Er hieb eine Anzahl Äste von den Bäumen, band sie mit biegsamen Zweigen

aneinander und stellte so ein kleines Floß her. Dann zog er seine Kleider aus, legte sie samt seinem Gepäck und Gewehr auf das Floß und schwamm über den Fluß hinüber, während er das Floß vor sich her schob. Am jenseitigen Ufer glücklich angelangt, legte er seine Kleider wieder an und setzte sich, von der Anstrengung ermüdet, auf den blumengeschmückten Wiesenstreifen nieder, der sich zwischen dem Walde und dem Flusse hinzog. Ein Stück Zwieback und ein herzhafter Schluck aus seiner Flasche regten seine Lebensgeister bald wieder an. Doch in dem Augenblick, als er seine Reise fortzusetzen gedachte, traf plötzlich ein eigentümlicher Ton sein Ohr. Es klang wie jene wimmernden Klagetöne, welche junge Bären auszustoßen pflegen, wenn der Hunger sie quält. — Schnell griff unser Reisender nach seiner Flinte, untersuchte die Zündpfanne, und schlich mit scharfem Blick und lauschendem Ohr dem Orte zu, von woher sich die Töne vernehmen ließen. Da plötzlich verstummten dieselben. Nur noch dann und wann hörte er ein Rascheln zwischen dem niedrigen Gesträuch und ein Knistern in den herabhängenden Zweigen: die Ursache desselben konnte er aber nicht entdecken. Überzeugt jedoch, daß er irgend ein großes Tier vor sich habe, erhob er den Kolben seiner Flinte an die Wange und war bereit loszudrücken.

Noch bedachte er sich, ob er das Gewehr aufs Geratewohl abfeuern solle oder nicht; aber die Erfahrung warnte ihn vor einer solch unbesonnenen Handlung; denn kein Tier ist, wenn es verwundet wird, wütender als ein Bär. Während er nun so überlegte, erweiterten sich plötzlich seine Augen; sein Herz begann laut zu pochen; er sprang auf die Füße und ließ den Kolben seiner Flinte schnell zur Erde niedersinken. Welch ein Anblick!

Zwischen den glänzend grünen Blättern der Himbeersträucher zeigte sich der weiße Arm eines Kindes, welches mit seinen Fingerchen die zahlreichen roten Beeren abzupflücken suchte.

Der gute Mann bedurfte einiger Minuten, um sich von seinem Schrecken zu erholen und seine ruhige Fassung wieder zu gewinnen. Welch ein Unglück wäre es gewesen, wenn er sein Gewehr abgeschossen hätte! Als er näher hinzutrat, sah er ein kleines Mädchen von ungefähr sieben Jahren, welches emsig beschäftigt war, die in Menge wildwachsenden Beeren abzupflücken und zu essen. Es war ein liebliches Kind; ihre Kleider, obwohl jämmerlich zerrissen, zeigten an, daß sie nicht der ärmeren Volksklasse angehörte. Ihr blondes Haar fiel in wirren Locken über die blassen und beschmutzten Wangen herab, und ihre blauen Augen waren rot geweint. Sie brach von Zeit zu Zeit in ein klägliches Jammern aus, welches allmählich in ein krampfhaftes Schluchzen überging.

Der erstaunte Reisende räusperte sich jetzt laut, um die Aufmerksamkeit des Kindes auf sich zu ziehen. Die Kleine schrie vor Schrecken laut auf, floh einige Schritte weit, fiel nieder und bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen. Im nächsten Augenblick stand Herr Bergmann neben ihr und suchte mit den liebreichsten Worten ihre Angst zu beschwichtigen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie war aus körperlicher Schwäche zu Boden gefallen, obschon die unerwartete Erscheinung des Fremden sie in den größten Schrecken versetzt hatte. Endlich wagte sie es aufzublicken, und als sie das freundliche Antlitz des Reisenden sah, sagte sie leise:

„O nun weiß ich, daß du mir nichts zu leide thun wirst; nicht wahr, du wirst mich nicht umbringen?“

„Dich umbringen? Behüte Gott!“ antwortete Herr Bergmann in liebreichem Tone.

„O ich bin sehr müde!“ fuhr sie dann fort. „Ich bin sehr, sehr hungrig gewesen; aber ich habe hier viele Himbeeren gefunden. Ich esse nur die guten, — ich nehme nie diejenigen, auf welchen Spinnen sitzen; denn die Mutter sagte mir, ich solle das nicht thun.“

„Wo ist denn deine Mutter, liebes Kind?“ fragte der Reisende in großer Spannung.

„Sie ist zu Hause, glaube ich“, erwiderte die Kleine in kindlicher Einfalt. „Aber die Mutter weiß nicht, wo ich bin; ich kann den Weg nicht wieder heimfinden, wie lange ich auch schon hier bin.“

„Armes Kind!“ rief Herr Bergmann mitleidig. „Komm mit mir auf jenen Blumenrasen. Gott hat mich gesandt, dein Leben zu erhalten; komm, dort will ich dir von meinem guten Zwieback und ein Stückchen Fleisch geben. Du bist schwach und abgezehrt; aber ich will für dich sorgen.“

Das arme Kind brach in eine Flut von Thränen aus, und versuchte sich aufzurichten, um ihrem neuen Wohlthäter zu folgen. Allein der plötzliche Schrecken hatte auf ihre zarte und erschöpfte Natur so stark eingewirkt, daß ihre Kräfte völlig erschüttert waren. Sie war nicht mehr imstande zu gehen. Der edelmütige Wandersmann trug sie daher an das Ufer des Flusses, wo er seinen Vorrat an Lebensmitteln zurückgelassen hatte, und speiste sie vorsichtig mit kleinen Stücken, die er ihr nach und nach in den Mund steckte.

Sobald das arme Kind notdürftig erquickt war, begann sie unserem Freunde in ihrer kunstlosen Weise zu erzählen, daß sie Lydia Harper heiße, daß ihre Eltern nahe

bei Harts-Mills wohnten, und daß sie mit dem Mittagessen zu ihrem Vater ausgeschickt worden sei, der im Busche Schindeln mache, daß sie aber den rechten Weg verloren habe und so umhergeirrt sei, ohne zu wissen, wohin.

„Als ich entdeckte", fuhr sie fort, „daß ich mich verirrt hatte, da fürchtete ich mich sehr; ich schrie laut, lief umher und warf meines Vaters Mittagessen weg."

Augenscheinlich war das arme Kind in der ersten Nacht so lange vorwärts gelaufen, bis es vor Mattigkeit zu Boden gesunken war. Herr Bergmann fragte sie, ob sie sich in dem finstern Walde nicht gefürchtet habe: sie erwiderte:

„O ich war anfangs bange, sehr bange. Aber als ich mich niederlegte, sagte ich mein Gebetchen her, welches die Mutter mich gelehrt hat; und dann fürchtete ich mich nicht länger."

„Kannst du das Gebet noch?" fragte Herr Bergmann.

„O ja", rief das Kind mit freudigen Blicken. „Es heißt: Ich liege und schlafe ganz in Frieden; denn du allein, Herr, hilfst mir, daß ich sicher ruhe. In deine Hände befehle ich meinen Geist, meine Seele und meinen Leib; denn du hast mich erlöset, Herr, du mein getreuer Gott! Amen."

Herr Bergmann begann nun zu überlegen, auf welche Art er das Kind am besten fortschaffen könne. Ihren Wohnort hatte er schon 6 bis 7 Stunden hinter sich, und sein Geschäft erlaubte ihm nicht, dahin zurückzukehren. Von Trew's Herberge war er vielleicht noch 4 bis 5 Stunden entfernt; und dazwischen lag keine menschliche Wohnung. Da nun das Kind nicht imstande war, zu gehen, so kam er auf den Einfall, sie in seiner Decke

auf dem Rücken fortzutragen. Das freudige Bewußtsein, daß er hiermit das Gebot des Heilandes (Matth. 18, 5) erfülle, unterhielt seinen Mut und stärkte seine Glieder, und das liebliche Geplauder seines kleinen Findelkindes, welches nun noch lebhafter und zutraulicher geworden war, ließ ihn vollends vergessen, was für ein mühsames Geschäft und welch eine schwere Bürde er auf sich genommen hatte. Während er nun so mit der kleinen Lydia fortwanderte, fragte er sie, ob sie nicht auch wilde Tiere im Walde gesehen habe. Ihre Antwort lautete:

„Nein; ich habe keine gesehen. Nur einmal kamen zwei große schwarze Hunde auf mich los. Es waren aber nicht die von Herrn Burpe; sie hielten sich still, und einer stand auf seinen Hinterfüßen. Sie haben aber nicht gebellt, sondern sind wieder weggelaufen."

Unser Reisender, der wohl merkte, daß es Bären gewesen waren, lächelte über die Einfalt des Kindes. Sie aber fuhr harmlos fort:

„O lieber Mann, wie froh war ich, als ich in voriger Nacht aufwachte! Ich glaubte, ich sei nahe bei unserem Hause; denn ich hörte das Vieh in meiner nächsten Nähe umherlaufen. Ich konnte nichts sehen; denn es war stockfinster. Keine der Kühe hatte Schellen an sich; und als ich sie anrief, da legten sie sich still nieder. O ich war so froh, und mein Herz klopfte laut vor Freude; ich lag ganz still, um zu horchen; und so fiel ich wieder in den Schlaf. Ach, es war jammerschade! des Morgens waren sie alle wieder fort."

Herr Bergmann lächelte wieder; eine Thräne tiefer Rührung trat in sein Auge, indem er sagte:

„O mein liebes Kind! Die bewahrende Hand Gottes

hat dich auf eine ganz besondere Weise vor verborgenen Gefahren, ja selbst vor dem Tode beschirmt."

Und der gute Mann schritt mit seiner hülflosen Bürde weiter und weiter. Als aber die Nacht hereinbrach, konnte er vor Müdigkeit kaum noch einen Schritt thun. Dazu kam noch die Schwierigkeit, daß er auf einem ganz ungebahnten Wege im Finstern gehen mußte; denn der Mond ging erst um 10 Uhr auf. Endlich kam er doch bei einer verlassenen Holzhütte an, die nur noch etwa eine halbe Stunde von Trew's Herberge entfernt war; und da seine Kraft beinahe erschöpft war, machte er Halt, um sich eine kurze Erholung zu gönnen. Hier gedachte er, das Kind, in seine Decke gehüllt, zurückzulassen, um dann allein voraneilen und Hülfe holen zu können. Er zündete ein Licht an, genoß einige Erfrischungen mit Lydia, fand es aber schwer, sie zum Dableiben zu bewegen. Nachdem er ihr ein gutes Bett zurecht gemacht und sie ordentlich hineingelegt hatte, setzte er sich nieder, um zu warten, bis sie eingeschlafen wäre. Nicht lange nachher ging der Mond auf, und es wurde Zeit für unseren Reisenden, sich auf den Weg zu machen. Vorher näherte er sich jedoch leise dem Kinde, um zu sehen, ob sie wirklich schliefe. Er hielt das Licht so, daß der Schein desselben auf das Gesicht der Kleinen fiel; sie schlug ihre blauen Augen auf, sah ihn einen Augenblick wehmütig an und wandte dann ihr Gesicht ab und schluchzte laut. — „Nein," sagte der edelmütige Mann, „es ist unmöglich; ich kann dich nicht hier lassen." — Und alsbald warf er von neuem Axt und Flinte über die Schulter, nahm sein Reisegerät wieder auf, hob die Kleine von ihrem einsamen Lager auf seinen müden Rücken und brachte sie wohlbehalten zu dem ersehnten Gasthause. Obwohl

es bereits sehr spät war, war doch der Kapitän Josia Trew bald geweckt, um den ermatteten Reisenden mit seiner kleinen Gefährtin einzulassen.

In kurzer Zeit loderte im Kamin ein behagliches Feuer; und der erschöpfte Wandersmann setzte sich neben demselben nieder. Hier war es doch bedeutend angenehmer als unter den Bäumen des finstern Waldes, zumal der Kapitän Trew ein treuherziger und gastfreundlicher Wirt war; auch der kleinen Lydia gefiel es hier viel besser als draußen bei den Kühen ohne Schellen und bei den schwarzen Hunden, die nicht bellten. Die Frauen des Hauses wurden geweckt und tummelten sich, um die nötige Mahlzeit zu bereiten. Während dessen unterhielt sich der Kapitän mit seinem Gaste, der ihm schon seit Jahren bekannt war. Im Laufe des Gespräches erzählte er unter anderem, die ganze Gegend habe sich aufgemacht, um ein in den Wäldern verlorenes Kind zu suchen. Nach allen Richtungen hin seien Leute gegangen, aber unverrichteter Dinge wieder zurückgekehrt. Einer dieser Männer, der tief betrübt darüber sei, übernachte heute gerade in seinem Hause. Herr Bergmann hörte ruhig zu; endlich sagte er mit großer Bewegung:

„Ich kann mir wohl denken, wie bekümmert die Eltern und Angehörigen dieses Kindes sein werden; aber um so dankbarer bin ich auch gegen Gott, welcher mich zu dem glücklichen Werkzeuge gemacht hat, das verlorene Kind wieder zu bringen; sehen Sie, Mr. Trew, hier sitzt die liebe Kleine vor Ihnen."

Auf dieses Wort hin wandten sich alle der kleinen Lydia zu, die man bis dahin kaum beachtet hatte, betrachteten und liebkosten sie, und gaben ihrer Freude und ihrem Erstaunen auf alle Weise Ausdruck. In demsel-

den Augenblick öffnete sich die Thür des Nebenzimmers; ein Mann stürzte ungestüm herein, ergriff die Hand der kleinen Lydia, starrte sie einen Augenblick an und drückte sie dann weinend an seine Brust.

Es war der Vater des Kindes. Im Nebengemach, wo er schlief oder vielmehr vor Betrübnis nicht schlafen konnte, hatte er die Worte des Reisenden vernommen. Welch eine Freude leuchtete aus den thränenfeuchten Blicken des Vaters! Wie jauchzte Lydia im Übermaß ihres Glückes! Wer vermöchte einen solchen Auftritt zu schildern? Gewiß, aus den Herzen aller Anwesenden stiegen in diesem Augenblick Worte des Dankes empor zu dem Thron Dessen, der mit mächtiger Hand das Leben des Kindes erhalten hatte.

Doch werfen wir noch einen kurzen Rückblick auf unsere Erzählung! Wie vieles mußte zusammentreffen, um einen solchen Ausgang herbeizuführen! Wäre die Mündung des Schinflusses mit einer Brücke versehen oder der Fluß nicht so angeschwollen gewesen, oder wäre der Baum quer über den Fluß hinübergefallen, wie er sollte, so würde unser Freund gar nicht in die Nähe des armen Kindes gekommen sein. Ja, wunderbar sind die Führungen des Herrn. Unter Seiner gnädigen und mächtigen Leitung müssen alle Dinge und Umstände dazu mitwirken, Seine Gedanken der Liebe in Ausführung zu bringen. Wohl allen, die auf Ihn vertrauen!

Hochmut kommt vor dem Fall.

Das Volk Israel war infolge seiner Untreue und Halsstarrigkeit unter die Gewalt Nebukadnezars, des Königs von Babylon, gekommen. Alle Warnungen Gottes

durch den Mund Seiner Propheten waren vergeblich gewesen; Israel hatte nicht darauf gehört, obwohl Gott es an Langmut, Güte und Erbarmen nicht hatte fehlen lassen, wie wir lesen: „Jehova, der Gott ihrer Väter, sandte zu ihnen durch Seine Boten, früh sich aufmachend und sendend; denn Er erbarmte sich Seines Volkes und Seiner Wohnung. Aber sie verspotteten die Boten Gottes und verachteten Seine Worte und äfften Seine Propheten, bis der Grimm Jehovas gegen Sein Volk stieg, daß keine Heilung mehr war.“ (2. Chron. 36, 15. 16.) Die dem König Hiskia durch den Propheten Jesaja gegebene Weissagung (Jes. 39, 6. 7) erfüllte sich; Gott sandte den König der Chaldäer wider Jerusalem herauf, und dieser führte das ganze Volk, das noch in Juda war, in die Gefangenschaft nach Babylon, „und sie wurden ihm und seinen Söhnen zu Knechten“.

Unter den Weggeführten befand sich auch der Prophet Daniel nebst seinen drei Freunden Sadrach, Mesach und Abednego. Meine jungen Leser werden sich ohne Zweifel erinnern, mit welcher Einfalt und Treue diese damals noch jungen Männer in dem Lande ihrer Feinde und am Hofe des götzendienerischen Königs Nebukadnezar ihrem Gott dienten und lieber ihr Leben lassen wollten, als etwas thun, wodurch Jehova verunehrt wurde. Selbst die schreckliche Aussicht, „mitten in den Ofen des brennenden Feuers geworfen zu werden“, vermochte sie nicht zu bewegen, dem Gebot Nebukadnezars nachzukommen und das von ihm errichtete Götzenbild anzubeten. Und Gott belohnte ihre Treue in der herrlichsten Weise. Nicht nur hatte das Feuer keine Gewalt über ihre Leiber, sondern Gott selbst wandelte mit ihnen inmitten der verzehrenden Flammen, und als sie auf das Geheiß des Königs aus

dem Ofen herausgegangen waren, gebot Nebukadnezar, daß ein jeder seiner Unterthanen, der den Gott Sadrachs, Mesachs und Abednegos fernerhin zu lästern wage, in Stücke zerhauen werden solle. Die drei Männer selbst erhielten einen hohen Platz unter den Fürsten und Würdenträgern Nebukadnezars, und dieser ließ unter allen Völkern, Völkerschaften und Zungen seines unermeßlichen Reiches die Botschaft ausrufen: „Es hat mir gefallen, die Zeichen und Wunder kundzuthun, welche der höchste Gott an mir gethan hat. Wie groß sind Seine Zeichen, und wie mächtig Seine Wunder! Sein Reich ist ein ewiges Reich, und Seine Herrschaft währt von Geschlecht zu Geschlecht." (Dan. 3; 4, 2. 3.)

Das war eine schöne Botschaft, nicht wahr? Und welch ein Glück wäre es für Nebukadnezar gewesen, wenn er in dieser Gesinnung vorangegangen wäre! Welch eine schwere Demütigung würde ihm erspart geblieben sein! Aber unmittelbar im Anschluß an dieses schöne Bekenntnis lesen wir die Worte: „Ich, Nebukadnezar, war ruhig in meinem Hause und hatte Gedeihen in meinem Palaste". (V. 4.) Ach! das Gewissen des mächtigen Königs war nicht in die Gegenwart Gottes gekommen. Wohl hatten ihn die eben erlebten Ereignisse tief erschüttert, allein sie hatten ihn nicht dahin geführt, seine Ohnmacht und sein Verderben zu erkennen, und darum verloren die empfangenen Eindrücke schon bald ihren Wert für ihn. Er ruhte in seinem Hause und hatte Gedeihen in seinem Palaste, d. h. er sonnte sich selbstgefällig in seinem Reichtum und Glück; aber er vergaß den Gott, der ihm alle seine Macht und Ehre gegeben hatte. Sein eigenes „Ich" bildete den Mittelpunkt all seiner Gedanken: „Ich, Nebukadnezar!"

In diesem Zustande sandte Gott ihm einen Traum. „Ich sah einen Traum, er erschreckte mich, und Gedanken auf meinem Lager und Gesichte meines Hauptes ängstigten mich. Und von mir wurde Befehl gegeben, alle Weisen von Babel vor mich zu führen, auf daß sie mir die Deutung des Traumes kundthäten.“ (V. 5. 6.) Aber ach! keine menschliche Weisheit war imstande, den Traum zu deuten. Niemand war fähig, die Gedanken Gottes zu ergründen; denn Gott selbst war es, der dem König den Traum gesandt hatte. Zuletzt trat auch Daniel, oder, wie er nach seinem chaldäischen Namen hieß, Beltsazar, vor seinen königlichen Herrn, und dieser erzählte ihm den Traum.

„Beltsazar, du Oberster der Schriftgelehrten! Da ich weiß, daß der Geist der heiligen Götter in dir ist, und daß kein Geheimnis dir zu schwer ist, so sage mir die Gesichte meines Traumes, den ich gesehen habe, und seine Deutung. Was nun die Gesichte meines Hauptes auf meinem Lager betrifft, so sah ich, und siehe, ein Baum stand mitten auf der Erde, und seine Höhe war gewaltig. Der Baum wurde groß und stark, und seine Höhe reichte bis an den Himmel, und er wurde gesehen bis an das Ende der ganzen Erde. Sein Laub war schön und seine Frucht zahlreich, und es war Nahrung an ihm für alle; die Tiere des Feldes fanden Schatten unter ihm, und die Vögel des Himmels wohnten in seinen Zweigen, und alles Fleisch nährte sich von ihm. Ich schaute in den Gesichten meines Hauptes auf meinem Lager, und siehe, ein Wächter und Heiliger stieg vom Himmel hernieder. Er rief mit Macht und sprach also: Hauet den Baum um und schneidet seine Zweige weg, streifet sein Laub ab und streuet seine Frucht umher!

Die Tiere unter ihm sollen wegfliehen und die Vögel aus seinen Zweigen! Doch seinen Wurzelstock lasset in der Erde . . . ., und mit den Tieren habe er teil am

Kraut der Erde. Sein menschliches Herz werde verwandelt und das Herz eines Tieres ihm gegeben; und sieben Zeiten sollen über ihm vergehen . . ., auf daß die Le-

benden erkennen, daß der Höchste über das Königtum der Menschen herrscht, und es verleiht, wem Er will, und den Niedrigsten der Menschen darüber bestellt." (V. 9—17.)

In Hiob 33 lesen wir: „Doch in einer Weise redet Gott und in zweien, ohne daß man es beachtet. Im Traume, im Nachtgesicht, wenn tiefer Schlaf die Menschen befällt, im Schlummer auf dem Lager: dann öffnet Er das Ohr der Menschen . . ., um den Menschen von seinem Thun abzuwenden, und auf daß Er Übermut vor dem Manne verberge." (V. 14—16.) Genau so war es hier bei Nebukadnezar geschehen. Gott hatte durch ein Nachtgesicht zu ihm geredet, um ihn von seinem Stolz und Übermut zu heilen. War es von Nutzen für den König? Ließ es ihn still stehen auf seinem Wege? Oder erging es ihm, wie es in jener Stelle heißt: „und man beachtet es nicht"? Wir werden sehen.

Als Daniel den Traum hörte, entsetzte er sich sehr und sprach: „Mein Herr, der Traum gelte deinen Hassern, und seine Deutung deinen Feinden! Der Baum, den du gesehen hast . . ., das bist du, o König, der du groß und stark geworden bist, und deine Größe wuchs und reichte bis an den Himmel, und deine Herrschaft bis an das Ende der Erde." Oft wird in der Heiligen Schrift der Baum als ein Sinnbild gebraucht, um einen Platz hoher Würde und Macht zu bezeichnen. (Vergl. z. B. Jes. 2, 13; 10, 18. 19; Hes. 31; Amos 2, 9; Ps. 92, 12; Matth. 13, 32.) Nebukadnezar hatte von Gott seine Macht und Herrschaft empfangen, wie Daniel in Kapitel 2, 37 und 38 sagt: „Du, o König, du König der Könige, dem der Gott des Himmels das Königtum, die Macht und die Gewalt und die Ehre gegeben hat, und überall, wo Menschenkinder, Tiere des Feldes und Vögel

des Himmel wohnen, hat Er sie in deine Hand gegeben, und dich zum Herrscher über sie alle gesetzt". Die Herrschaft Nebukadnezars erstreckte sich über allerlei Arten und Klassen von Menschen, über hoch und niedrig; seine Macht reichte bis an den Himmel. Alles war in ihm vereinigt, was Bewunderung erregen konnte: ein majestätischer Wuchs, schönes Laub, und Früchte in Menge für alle. Aber ach! anstatt für alle diese Vorzüge Gott die Ehre zu geben, gefiel er sich selbst darin und wurde hochmütig und stolz. Aber — Hochmut kommt vor dem Fall. Beachte es wohl, mein junger Leser! Der Hochmut ist ein Greuel vor Gott. Gott widersteht dem Hochmütigen und wird ihn über kurz oder lang zu Fall bringen. Und bedenke: je höher ein Mensch in seinem Hochmut und Stolz sich selbst erhebt, desto tiefer und schrecklicher wird sein Fall sein. Darum sei demütig, klein in deinen eigenen Augen, und gieb Gott die Ehre!

Doch hören wir, wie Daniel den merkwürdigen Traum des Königs weiter erklärt. Über das Umhauen des Baumes etc. sagt er: „Dies ist die Deutung, o König, und dies der Beschluß des Höchsten, der über meinen Herrn, den König, kommen wird: man wird dich von den Menschen ausstoßen, und bei den Tieren des Feldes wird deine Wohnung sein, und man wird dir Kraut zu essen geben wie den Rindern, und dich vom Tau des Himmels benetzt werden lassen; und es werden sieben Zeiten über dir vergehen, bis du erkennst, daß der Höchste über das Königtum der Menschen herrscht, und es verleiht, wem Er will." Und dann fügt der von Gott erleuchtete Seher hinzu: „Darum, o König, laß dir meinen Rat gefallen, und brich mit deinen Sünden durch Gerechtigkeit, und mit deinen

Missethaten durch Barmherzigkeit gegen Elende, wenn deine Wohlfahrt Dauer haben soll." (V. 24—27.)

So hatte Nebukadnezar mit den deutlichsten Worten vernommen, welch ein Gericht ihn treffen würde, wenn er in seinem sündigen Stolz und Hochmut voranginge. Auch hatte Daniel ihm den einzigen Weg gezeigt, auf welchem er dem angedrohten Gericht entrinnen konnte. Aber ach! zu einer wirklichen Umkehr von seinen bösen Wegen kam es auch diesmal nicht. Bald waren die Warnungen vergessen, und dieselben Gefühle, denen wir vor dem Traume bei dem König begegneten, finden wir bald nachher in noch verstärktem Maße bei ihm wieder. „Nach Verlauf von zwölf Monaten wandelte er umher auf dem königlichen Palast zu Babel, und der König hob an und sprach: Ist das nicht das große Babel, welches ich zum königlichen Wohnsitz erbaut habe durch die Stärke meiner Macht und zur Ehre meiner Herrlichkeit?" (V. 29. 30.) Welch vermessene Worte! Derselbe Mann, der einst vor der Größe und Macht Gottes zitternd auf sein Angesicht gefallen (Kap. 2, 46) und noch vor kurzem so ernst gewarnt worden war, leiht jetzt seinem Hochmut in den stolzesten Worten Ausdruck. So ist der Mensch, so lange sein Gewissen nicht wirklich in das Licht der göttlichen Gegenwart gekommen ist. Er zittert, sobald Gott nur ein wenig Seine Macht offenbart, und er ist voll Trotz und Vermessenheit, wenn er diese Offenbarungen nicht mehr sieht.

Aber ach! welch eine schreckliche Antwort wurde Nebukadnezar zu teil! „Noch war dieses Wort im Munde des Königs, da kam eine Stimme aus dem Himmel herab: Dir, König Nebukadnezar, wird gesagt:

Das Königtum ist von dir gewichen! und man wird dich von den Menschen ausstoßen, und bei den Tieren des Feldes wird deine Wohnung sein ꝛc." Das Gericht Gottes kam in seiner ganzen Schwere, so wie Daniel es angekündigt hatte, über den stolzen König, und nicht eher wurde es wieder von ihm genommen, bis er erkannt hatte, daß der Höchste Herrschaft hat über die Königreiche der Menschen, und daß alle Bewohner der Erde vor Ihm wie nichts geachtet sind. (V. 31. 35.) Erst dann als er sich vor Gott demütigte, kehrte sein Verstand zurück, und er wurde wieder eingesetzt in sein Königreich. Aber nun schrieb er nicht mehr sich die Ehre zu, sondern pries und verherrlichte den König des Himmels, „dessen Werke allesamt Wahrheit und dessen Wege Recht sind, und der zu erniedrigen vermag die in Hoffart wandeln". (V. 36. 37.) So hatte er auf diesem schmerzlichen Wege etwas gelernt, und hoffen wir, daß es zu bleibendem, ewigem Segen für ihn ausgeschlagen ist. Aber möchte auch diese ernste Geschichte für alle meine Leser von Nutzen sein und ihnen zeigen, wie nur durch eine wahre Demütigung und ein aufrichtiges Bekenntnis Hülfe und Errettung von Gott erlangt werden kann!

Der glückliche Russe.

„Sollte für Jehova eine Sache zu wunderbar sein?" (1. Mose 18, 14.)

Vor einiger Zeit fiel mir ein Schriftchen in die Hände, das in einfacher, ergreifender Sprache das Werk Gottes an einem alten Russen schildert, der nach langem, bewegtem Leben zur Erkenntnis des Heils in Christo gelangte. Der Erzähler, ein Engländer, war viele Jahre

in Petersburg in der Verkündigung des Evangeliums thätig, und indem ich hier seine Aufzeichnungen folgen lasse, wünsche ich, daß sie auch den jungen und alten Lesern der „Samenkörner" zu bleibendem Nutzen gereichen mögen.

1.

Wilhelm B. verließ als junger Mann seine russische Heimat und ging nach England. Er war Schneider, aber getrieben von einem unwiderstehlichen Drang, die Welt zu sehen, nahm er Dienste auf einem englischen Schiffe. Als Leichtmatrose machte er seine erste Reise von Liverpool nach der Westküste von Afrika. Hier fand er ein Sklavenschiff, das zwischen Afrika und Westindien hin und her segelte. Damals stand jener schreckliche Handel mit armen, unglücklichen Menschen noch in der höchsten Blüte. Auf diesem Schiffe durchkreuzte Wilhelm zwölfmal den Atlantischen Ozean, und die Schreckensscenen, welche seine Augen fast täglich sahen, spotten jeder Beschreibung. Oft war er dem Tode nahe, sowohl unter Negern als unter Weißen, aber Gott schonte seiner.

Endlich wurde er dieses entsetzlichen Lebens überdrüssig, ging nach England zurück und ließ sich auf einem Kriegsschiffe anwerben. Unter dem Kommando des weltberühmten Admirals Nelson focht er in mehreren Schlachten tapfer für Englands Flagge, bis er in einem Gefecht ein Auge verlor und nun seines Dienstes entlassen und nach England zurückgeschickt wurde. Aber weder die Gefahren und Schrecken des Sklavenhandels, noch die Nähe des Todes in der Schlacht, in welcher er verwundet wurde, hatten irgend ein Gefühl über seinen verlorenen Zustand in ihm wachgerufen. Gleichgültig und sorglos lebte er dahin, und nie kam ihm ein Gedanke an den

kommenden Zorn in den Sinn. Vielmehr wurde sein Herz nach und nach so hart wie ein Diamant. Niemand war auch in seiner Nähe, der ein Wort der Warnung oder Ermahnung an ihn gerichtet, keiner, der ihm von jenem Heiland erzählt hätte, welcher allein imstande ist, die Augen des Sünders aufzuthun, damit er sich bekehre von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt Satans zu Gott. (Apstgsch. 26, 18.)

Wilhelm war also entlassen, und nachdem er seinen Sold verzehrt hatte, wandte er sich zu seinem alten Geschäft zurück. Mehrere Jahre lang arbeitete er in London, kehrte dann nach Petersburg zurück und fand dort eine einträgliche Stelle als Vorarbeiter in einem ausgedehnten Geschäft. Allein er brachte so viel von dem „Kriegsschiff" mit in den Laden, schwur und fluchte zu Zeiten so schrecklich, daß der Besitzer des Geschäftes sich gezwungen sah, ihn bald wieder zu entlassen. Jetzt gründete er ein eigenes Geschäft, und verehelichte sich bald nachher mit einem ehrsamen Mädchen. Von diesem Zeitpunkt an führte er ein geordneteres Leben, war fleißig, seinen Kunden gegenüber freundlich und gefällig, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sein Geschäft allmählich in die Höhe kam. Da er ein geschickter Arbeiter war, fand er nach kurzer Zeit eine ausgedehnte Kundschaft.

So verging eine Reihe von Jahren, und schon war er ein alter, grauhaariger Mann, als ich zum ersten Male seine Bekanntschaft machte. Dies geschah auf folgende Weise: Eines Tages sagte mir ein Freund gelegentlich eines Besuchs: „Ich bin kürzlich mit einem alten Russen zusammengetroffen, der meine Teilnahme in hohem Grade erregt hat. Obwohl der russischen Kirche angehörend, interessiert er sich doch sehr für andere Re-

ligionen. Besonders liebt er die Engländer, und dies wohl deshalb, weil er längere Zeit in England war und recht gut Englisch spricht. Wenn Sie etwas für ihn zu thun haben, so möchte ich Sie bitten, ihn einmal aufzusuchen."

Nicht lange nachher schenkte mir ein anderer Freund ein Stück Tuch zu einem Rocke, und da ich mich jener Unterredung erinnerte, sandte ich den Stoff zu dem alten Russen, und bat ihn, mir einen Rock daraus anzufertigen. Einer seiner Arbeiter kam, um das Maß zu nehmen, und wenige Tage nachher erschien er selbst mit dem fertigen Kleidungsstück auf dem Arme. Da ich gerade beschäftigt war, bat ich den Alten, einen Augenblick zu warten; zugleich überreichte ich ihm einen Traktat, mit der Bitte, denselben in der Zwischenzeit zu lesen.

Als ich kurz nachher wieder ins Zimmer trat, fand ich den Alten noch in derselben Stellung, wie ich ihn verlassen hatte. Er hielt den Traktat in der Hand, schien ihn aber keines Blickes gewürdigt zu haben. Ich bezahlte ihm seine Rechnung, und er wandte sich der Thüre zu. Doch ehe er das Zimmer verließ, sagte er: „Ich hoffe, daß Sie mit dem Rocke zufrieden sind".

„Ja", erwiderte ich, „er gefällt mir sehr gut; aber was halten Sie von dem Büchlein, das ich Ihnen gegeben habe?"

„O", erwiderte er, „ich beschäftige mich niemals mit Bücherlesen."

„Nicht?" fragte ich; „das thut mir leid. Sie sind bereits ein alter Mann; und wenn Sie sich durchaus nicht mit Büchern beschäftigen, so fürchte ich, daß Sie noch etwas anderes vernachlässigen."

„Und was könnte das sein, mein Herr?"

„Ich will es Ihnen mit einem Worte sagen", entgegnete ich; „es ist Ihre kostbare Seele!" und indem ich ihn scharf ansah, fuhr ich fort: „Denn was würde es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber seine Seele einbüßte? Oder was wird ein Mensch als Lösegeld geben für seine Seele?"" (Matth. 16, 25. 26.)

„Ach!" erwiderte er, „ich verstehe was Sie meinen. Sie denken, ich müsse ein Christ werden."

„Ganz recht."

„Nein, nein, mein Herr", entgegnete er lächelnd; „nur das nicht! Ich könnte unmöglich mein großes Geschäft führen, wenn ich religiös würde."

„Sie setzen mich in Erstaunen! Was hat denn die Religion mit Ihrem Geschäft zu thun?"

„Nun, wenn ich religiös würde, so müßte ich alle Sonntage zur Kirche gehen."

„Aber würde das Ihrem Geschäft Schaden bringen? Wäre es nicht vielmehr eine gute und gesegnete Sache für Sie, wenn Sie jeden Sonntag etwas von Gott und Seinem Heil in Christo Jesu hörten?"

„Ich versichere Sie, mein Herr", fiel er ein, „das wäre bei meinem Geschäft unmöglich. Ich habe dreißig Gesellen, und die meisten Rechnungen werden Sonntags bezahlt, und weitaus die meisten Bestellungen empfange ich an diesem Tage. Es ist mein bester, einträglichster Tag."

„Was? Gehen Sie denn niemals, um das Wort Gottes zu hören?"

„Nein, niemals!"

Ich sah ihn einen Augenblick erstaunt an und sagte

dann: „Sie erschrecken mich, mein Herr. Sie lesen, wie Sie sagen, kein Buch, also auch die Bibel nicht; Sie gehen nie dahin, wo das Wort Gottes verkündigt wird. Wo soll das enden? Soll ich Ihnen sagen, wohin Sie gehen? — Sie sind auf dem Wege zur Hölle! Ich habe allerdings noch nie geglaubt, daß ein Mensch nur dadurch errettet werden könne, daß er die Bibel lese oder das Wort Gottes predigen höre; allein davon bin ich überzeugt, daß ein Mensch, der beides vernachlässigt, nicht auf dem Wege zum Himmel ist. Wie können Sie nur so leben? Glauben Sie nicht, daß es einen Gott giebt?"

„Einen Gott?" fragte er mit spöttischem Lächeln; „Haben Sie Gott jemals gesehen, mein Herr?"

Ich zitterte unwillkürlich, als ich diese Worte hörte. Aber nach einer Pause erwiderte ich: „Nein, mein Herr, ich habe Gott noch nie gesehen; aber ich habe Sie gesehen, und Sie sind eines Seiner Werke."

„Sehr gut", entgegnete der Alte; „wenn Sie jemals einem Menschen begegnen, der Gott gesehen hat, so lassen Sie mich's wissen. Bis dahin leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und ich sah ihn erst wieder bei Gelegenheit der Beerdigung eben jenes Freundes, der mich zuerst auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Dieser treffliche Mann war unerwartet vom Nervenfieber befallen worden und nach kurzer Krankheit heimgegangen. Da er viele Freunde und Bekannte gehabt hatte, so geleitete ihn ein großer Leichenzug zur letzten Ruhestätte. Ich richtete eine kurze Ansprache an die versammelte Menge, welcher ich die schönen Worte zu Grunde legte: „Und sie nahmen den Leib und begruben ihn; und sie kamen und verkündeten es Jesu." (Matth. 14, 12.) Viele weinten. Unter den Zuhörern

bemerkte ich auch den alten Schneidermeister und sah, wie große Thränen unaufhaltsam seine Wangen hinabrollten. Waren es meine Worte, die ihn so tief ergriffen, oder war es der Tod meines Freundes, den auch er sehr gut gekannt hatte? Ich wußte es nicht.

Am folgenden Sonntag sah ich ihn in dem Lokal, in welchem ich regelmäßig das Evangelium verkündigte; am zweiten und dritten Sonntag wieder. Ich war höchst erstaunt, wagte aber nicht ihn anzureden, aus Furcht ihn zu verscheuchen. Doch fragte ich am dritten Sonntag einen meiner Freunde: „Haben Sie Herrn B. heute gesehen?"

„Ja", lautete die Antwort, „und ich kann Ihnen etwas über ihn mitteilen, das Sie sehr interessieren wird. Er hat, wie ich vernommen habe, eine englische Bibel gekauft und ist entschlossen, sie zu lesen. Ja, er sagt, er wolle sie ganz durchlesen, um zu sehen, ob das, was Sie ihm gesagt haben, wahr sei oder nicht."

„Gott sei Dank!" sagte ich; „dann ist Hoffnung für ihn. Denn wenn ein Mensch anfängt, mit Aufmerksamkeit die Bibel zu lesen, so darf man Hoffnung für ihn haben."

2.

Von dieser Zeit an zählte der Alte zu meinen regelmäßigen Zuhörern, und zwar nicht nur an Sonntagen, sondern auch an den Wochen-Abenden, und oft sah ich sein Angesicht vor Freude glänzen; aber nie ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein. Doch war ich viel mit ihm vor dem Herrn beschäftigt, da der alte Mann meine innigste Teilnahme geweckt hatte.

So vergingen einige Wochen. Da saß ich eines Samstagabends in meinem Arbeitszimmer, als meine Frau mir die Nachricht brachte, daß ein Fremder mich

zu sprechen wünsche. Auf meine Frage, wer es sei, konnte sie mir keine Auskunft geben. Ich trat deshalb ins Nebenzimmer und sah nun den alten Russen vor mir. Er begrüßte mich mit großer Herzlichkeit und bat um Entschuldigung, daß er mich noch so spät störe. „Doch ich will Sie nicht lange aufhalten", schloß er, „ich habe nur ein kleines Geschäft mit Ihnen abzumachen."

„Ein Geschäft?" fragte ich verwundert.

„Ja; einer Ihrer Zuhörer wünscht Ihnen nämlich einen neuen Rock zu schenken, und so habe ich ihn hierhergebracht. Ich hoffe, Sie werden es nicht übelnehmen?"

„Warum sollte ich es übelnehmen, wenn mir jemand einen neuen Rock schenken will?" erwiderte ich. „Aber bitte, sagen Sie mir, wer ist der Freund, der so liebevoll an mich denkt?"

„Ja", entgegnete er, „das ist mein Geheimnis; ... der Freund möchte seinen Namen nicht genannt wissen."

„Ist es ein junger Mann?" fragte ich.

„Nein."

„Ein alter?"

„Ja, ein alter Mann mit grauem Haar."

Lächelnd stand er neben mir, mit einem Haupte, fast so weiß wie Schnee, aber ich dachte nicht im Entferntesten daran, daß er der Mann sein könnte. Endlich sagte ich: „Vielleicht dürfen Sie meiner Frau den Namen nennen? Ich möchte dem lieben Geber doch gern für sein Geschenk danken."

„Nun", erwiderte er, „ich habe keine Verpflichtung übernommen, Ihrer Frau den Namen zu verheimlichen." Ich verließ hierauf das Zimmer, indem ich dem Alten zum Abschied herzlich die Hand schüttelte; und es dauerte nicht gar lange, so wußte ich, daß er selbst mir den Rock

geschenkt hatte. Ich war überrascht, aber zugleich hoch erfreut.

Einige Tage darnach begegnete ich ihm auf der Straße und redete ihn an mit den Worten: „Jetzt weiß ich, wer der freundliche Geschenkgeber ist. Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für Ihre Liebe; selten hat mich ein Geschenk so erfreut wie dieses. Aber sagen Sie mir, was hat Sie dazu veranlaßt, mir den Rock zu schenken?"

Bei dieser Frage brach der Greis in Thränen aus und teilte mir mit, daß Gott ihm Seine Liebe kundgethan und ihn aus der Finsternis in Sein wunderbares Licht geführt habe, und daß er mir gern seine Dankbarkeit habe beweisen wollen.

„Ich danke Ihnen für diese Erklärung", erwiderte ich herzlich; „sie macht mir Ihr Geschenk doppelt wertvoll."

Dann gab er mir einen zweiten treffenden Beweis, daß er wirklich ein anderer, ein neuer Mensch geworden war, indem er mich fragte, was er für das Wohl seiner Arbeiter thun könne. „Ich bin", sagte er, „sehr besorgt um ihre Seelen. Was könnte ich für sie thun? Soll ich ihnen ein Neues Testament schenken?"

Ich ermunterte ihn, dies zu thun, und jetzt hielt ihn nichts mehr an meiner Seite. Mit jugendlicher Rüstigkeit eilte er nach Hause, rief seine Leute zusammen und sagte zu ihnen: „Ich habe euch einen Vorschlag zu machen"; und indem er sich an den zunächst Stehenden wandte, fragte er: „Können Sie lesen?" — „Ja, Meister; aber nur Schwedisch." — „Können Sie auch lesen?" fragte er den zweiten. „Ja, Deutsch." — „Und Sie?" — „Russisch." — „Und Sie?" — „Finnisch." — Nachdem er sich so vergewissert hatte, wie viele von seinen Leuten lesen konnten, und welche Sprache, kam er wieder zu mir

und sagte: „So und so viele Testamente muß ich haben in so und so vielen Sprachen; denn ich bin entschlossen, keinen von meinen Leuten, der lesen kann, ohne ein Exemplar des gesegneten Neuen Testamentes zu lassen."

Mein Leser, welch einen mächtigen Einfluß würde es haben, ja, ich darf wohl sagen, welch eine Umwälzung würde es hervorrufen, wenn alle Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker diesem Beispiele folgten! Indes führte jene Untersuchung meinen alten Freund noch zu einer anderen Entdeckung. Er erfuhr nicht nur, wer von seinen Arbeitern lesen konnte, sondern auch wer noch nicht lesen konnte; und für diese kaufte er ABC Bücher und veranlaßte die anderen, welche des Lesens kundig waren, ihre Kameraden zu unterrichten. Außerdem verbrachte er jeden Abend eine halbe Stunde in der Mitte seiner Arbeiter, um einen Abschnitt aus der Schrift mit ihnen zu lesen. Es war rührend, den alten Mann mit dem schneeweißen Haupte wie einen Patriarchen inmitten seines Hausstandes sitzen zu sehen; er bestimmte das Kapitel, und jeder der Anwesenden las einen Vers desselben in seiner Muttersprache, worauf dann der Alte eine kurze Erklärung in russischer Sprache folgen ließ, deren alle mächtig waren. Durch dieses Mittel vollzog sich nach und nach eine fast ebenso große Veränderung in seinem Hause wie bei ihm selbst. Anstatt der früher oft gehörten Flüche und Verwünschungen vernahm man jetzt nicht selten die liebliche Melodie eines Lobliedes; und während früher eine seichte und leichtfertige Unterhaltung an der Tagesordnung gewesen war, herrschte jetzt ein ernster Ton und ein ruhiges, stilles Wesen; an ein Arbeiten am Tage des Herrn dachte längst niemand mehr. Wahrlich, dem Hause war Heil widerfahren!

3.

Ich glaube nicht, daß während der beiden nächsten Jahre irgend jemand seine Bibel mehr gelesen hat als B., mein alter Freund; und diese Beschäftigung machte ihn zu einem allezeit glücklichen Manne. Die widerstreitenden Meinungen und Lehren der Menschen über religiöse Dinge waren ihm unbekannt. Er hatte seine Religion, wenn ich so sagen darf, unmittelbar aus der Bibel geschöpft und meinte, alle Menschen müßten dieselben Gedanken und Gefühle haben, wie er selbst. Aber eines Abends erfuhr er zu seiner Verwunderung, daß das nicht der Fall war. Auf dem Heimgang aus einer Erbauungsstunde traf er mit einem Engländer zusammen, welcher der Stunde gleichfalls beigewohnt hatte. „Wie hat Ihnen der Vortrag heute Abend gefallen?" fragte der Alte.

„Ich denke gerade über denselben nach", entgegnete der Engländer; „meiner Meinung nach enthielt er zu viel von Christo."

Der Alte blieb stehen, sah seinen Gefährten betroffen an und rief aus: „Zu viel von Christo, mein Herr? Sie setzen mich in Erstaunen! Zu viel von Christo? Er ist alles für mich: Weisheit von Gott, Gerechtigkeit, Heiligkeit und Erlösung! (1. Kor. 1, 30.) Zu viel von Christo? Nein, mein Herr, nie kann ich zu viel über Christum hören; ich werde Ihm meine Loblieder singen in Ewigkeit."

Am nächsten Tage besuchte er mich, um mich zu fragen, ob es noch mehr Menschen gebe, die solche Ansichten über seinen geliebten Heiland hätten. Als ich seine Frage bejahte, sagte er: „Ach! daß die Menschen so blind sind! Sie meinen weise zu sein, und sie werden in ihrer eingebildeten Weisheit zu Narren. Kein Wunder, daß sie nicht glücklich sind!"

Er hatte recht; denn wahres Glück ist nur da zu finden, wo er es gesucht und gefunden hatte: in Christo. Die Person des Herrn füllte sein ganzes Herz, sein ganzes Denken aus. Darum war er auch allezeit glücklich; und sicher, man würde im allgemeinen mehr Glück, mehr Freude und Anbetung unter denen finden, welche den Herrn kennen, wenn Christus mehr der Gegenstand ihres Herzens wäre.

Aber obwohl mein alter Freund so glücklich war, gab es doch noch einen unbefriedigten Wunsch in seinem Herzen. Er erkannte, daß es Höhen und Tiefen, Längen und Breiten in der Liebe Christi giebt, welche er noch nicht ergründet hatte; und er verlangte nach der Zeit, da das Vollkommene gekommen sein wird. Allezeit das herrliche Ziel anschauend, jagte er hin zu dem Kampfpreis der Berufung Gottes nach oben in Christo Jesu. (Phil. 3, 14.) Ja, er sehnte sich darnach, Christum, seinen Herrn, zu schauen und Ihn zu erkennen, wie Er ist. Mittlerweile aber versäumte er keine Gelegenheit, seine Erkenntnis zu bereichern und mehr von Christo zu hören. So kam er eines Abends nach einem mehrere Stunden von Petersburg entfernten Örtchen, (wo ich mich für eine kurze Zeit mit meiner Familie aufhielt,) um einer Bibelstunde beizuwohnen. Als er eintrat, gab ich ihm mein Erstaunen über sein Kommen zu erkennen und sagte: „Das ist ein weiter Weg für einen so alten Mann, wie Sie sind. Ich hoffe, daß Sie nicht umsonst gekommen sind; und daß Gott Ihr Hiersein segnen wird."

„O", erwiderte er lächelnd, „Gott ist mir bereits auf dem Wege mit Seinem Segen entgegengekommen, so daß ich jetzt schon für die kleine Anstrengung reichlich belohnt bin."

So war es mit diesem teuren Greise. Ob daheim oder draußen, ob zu Hause oder auf der Reise, überall trug er das lebendige Bewußtsein der Gegenwart Gottes in sich. Welch ein glücklicher, beneidenswerter Mann war er! Für seine unbekehrten Freunde, die ihn in seinem früheren Zustande gekannt hatten, war er ein wahres Rätsel. Sie konnten nicht begreifen, was mit dem alten Manne vorgegangen war. So kam einst ein alter Bekannter von ihm nach längerem Aufenthalt im Auslande nach Petersburg zurück. Das Schiff, auf welchem er die Reise gemacht hatte, stand unter der Leitung eines gottesfürchtigen Kapitäns, der jeden Morgen eine kurze Andacht in seiner Kajüte zu halten pflegte. Unser Reisender hatte diesen Andachten wohl oder übel beiwohnen müssen, obwohl er kein Freund derselben war und oft seinem Mißfallen Ausdruck gegeben und sich über die Frömmigkeit des Kapitäns lustig gemacht hatte.

Bei seinem ersten Besuch teilte er dem alten Schneidermeister seine Erlebnisse mit und versicherte mit einem kräftigen Fluche, daß er nie wieder mit einem solchen Kapitän reisen werde. Doch wie erstaunte er, als sein Freund ihm mit ernster Miene sein Fluchen verwies und ihm erzählte, was in der Zwischenzeit mit und in ihm vorgegangen sei; als er ihm offen und freimütig erklärte, die Gnade Gottes sei auch für ihn erschienen und habe ihn unterwiesen, die Gottlosigkeit und die weltlichen Lüste zu verleugnen und besonnen, gerecht und gottselig zu leben in diesem Zeitlauf. (Tit. 2, 11. 12.) Aber noch mehr erstaunte er, als der Alte ihn nach diesen Worten aufforderte, mit ihm niederzuknieen und zu diesem Gott zu beten. Er konnte nicht mehr spotten; es war ihm wunderbar zu Mute. Das was er sah und hörte, machte

einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er seinen alten Freund verließ und sogleich den Kapitän aufsuchte, um ihm das Vorgefallene zu erzählen und ihm zu sagen: „Jetzt weiß ich, daß die Religion eine Wirklichkeit ist. Bis dahin hielt ich alle religiösen Leute für Heuchler; aber heute denke ich nicht mehr so. Sie müssen mich zu meinem alten Freunde begleiten und ihn kennen lernen."

Der Kapitän folgte der Einladung gern und erzählte mir später, welch glückliche Stunden er mit dem Alten verlebt habe. O mein Leser, welch eine Gnade ist es, fähig zu sein, ein solches Zeugnis für Gott abzulegen, solch ein fröhliches und ergreifendes Bekenntnis vor den Ohren eines ungläubigen Mannes auszusprechen! Kennst auch du bereits diesen Gott aller Gnade? Hat Sein Licht auch in dein Herz geschienen? Wenn es so ist, dann laß dein Licht leuchten vor den Menschen, damit sie deine guten Werke sehen und deinen Vater im Himmel preisen!

Die wachsende Erkenntnis der Wahrheit versetzte den alten Russen in eine ganz neue Welt. Die Entdeckungen, welche er in seiner Bibel machte, erfüllten ihn oft mit wahrem Entzücken. Wir, die wir die Schriften von Jugend auf kennen, können uns kaum eine Vorstellung davon machen, welch eine Freude und Bewunderung die einfache, rührende Geschichte von der Geburt, dem Leben und Leiden unseres Herrn und Heilandes in ihm hervorrief. Er war in seinem Alter von neuem geboren worden, und erst mit seiner neuen Geburt begann er die Bibel zu lesen. Er hatte nie vorher das Wort Gottes besessen. Oft kam er zu mir, um mir die herrlichen Entdeckungen mitzuteilen, die er gemacht hatte. Zum Schluß fragte er mich gewöhnlich in kindlicher Einfalt, während große Thränen seine Wangen hinabrollten: „Haben Sie je

etwas so Schönes und Herrliches gehört?" — Teurer alter Mann! Wie oft hast du mich durch solche Ausrufe beschämt, mich, der ich seit so vielen Jahren diese herrlichen Dinge gekannt, aber leider oft mit so großer Gefühllosigkeit ihrer gedacht habe!

Aber nicht nur aus der Bibel sammelte der glückliche Greis Belehrung. Er war wie eine Biene, die aus jeder Blume Honig saugt. Als ich z. B. einst mit einer Anzahl junger Leute das Wort betrachtete, bat ich sie im Laufe der Unterhaltung, jenes schöne Lied im Gedächtnis zu behalten, welches mit den Worten beginnt:

Einst wurden Opfer mancher Art
Jehova dargebracht;
Doch durch ihr Blut kein Sünder ward
Von Schulden freigemacht.

Nur e i n e s Lammes Blut befreit
Von allen Sündenflecken,
Stellt sicher uns in Ewigkeit
Vor Tod und Höllenschrecken.

Der Alte war auch gegenwärtig, hörte die Aufforderung und las das Lied immer wieder, bis er es seinem alten Kopfe eingeprägt hatte. Einige Tage später besuchte er mich und sagte: „Ich habe das Lied auswendig gelernt".

„Welches Lied?"

„Nun, dasjenige, welches Sie kürzlich den jungen Leuten so warm empfohlen haben. Ich dachte: wenn es gut für sie ist, muß es auch gut für dich sein; und so habe ich es auswendig gelernt. Soll ich es einmal hersagen?"

„Gewiß, wenn es Ihnen Freude macht," erwiderte ich. Der Alte begann und sprach die beiden ersten Verse

mit lauter Stimme und inniger Betonung. Als er aber an den dritten kam, begann seine Stimme zu zittern; und als er den vierten hersagte:

Du hast, o treuer Herr, mein Los
Für immerdar entschieden.
O Gnade, unaussprechlich groß!
Du gabst mir ew'gen Frieden!

da ergoß sich ein Strom von Thränen über seine gefurchten Wangen, und er mußte einhalten. Es war ein überwältigender Anblick für mich: sein weißes Haar, seine zitternde Stimme, sein blindes Auge, die strömenden Thränen, alles wirkte zusammen, um die Scene zu einer der rührendsten zu machen, die ich je erlebt habe. Es dauerte eine geraume Weile, bis der Greis seiner Bewegung so weit Herr geworden war, um nach seinem Hause zurückkehren zu können.

4.

Neben der Erforschung der göttlichen Wahrheit für sich selbst war mein alter Freund besonders eifrig bemüht, Andere auf das Heil ihrer Seele aufmerksam zu machen und zu diesem Zweck Traktate und kleine Schriften zu verbreiten. Ich wollte, meine Leser hätten ihn einmal sehen können, wenn er in diesem, besonders in Rußland nicht leichten Werke thätig war. Man hat oft gesagt, daß die christliche Liebe ihre Thätigkeit im eigenen Hause und Familienkreise beginnen müsse; und mit allem Recht. Aber sie sollte da nicht aufhören. Auch unserem alten Russen lag, wie wir gesehen haben, die Sorge für sein Haus zunächst am Herzen; dann aber kamen seine Bekannten an die Reihe, und schließlich alle, die er erreichen konnte. Er verteilte in kurzer Zeit eine große Menge

von Traktaten und Bibel-Abschnitten, und war äußerst erfinderisch in dem Ersinnen der geeigneten Mittel zu ihrer Verbreitung.

An bestimmten Tagen im Jahre versammeln sich die Vertreter der verschiedenen Zünfte in Petersburg in einer großen Halle, um geschäftliche Angelegenheiten zu beraten. Das waren immer Tage reicher Aussaat für den guten Alten. Kurz vorher kam er regelmäßig zu mir mit den Worten: „Ich bedarf einer Anzahl Traktate in verschiedenen Sprachen. Wir werden eine große Versammlung in der Zunfthalle haben, und ich darf die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen.“ Wenn dann der Tag vorüber war, fand er sich wieder bei mir ein, um mir Bericht abzustatten. Einmal sagte er: „Gestern habe ich schwere Arbeit gehabt, Herr N. Das Herz hat mir geblutet. Die Einen nahmen zwar die Traktate an, rissen sie aber in Stücke oder zertraten sie vor meinen Augen. Andere schleuderten sie mir ins Gesicht und schrieen: „Was geht Sie unsere Religion an?“ Wieder andere warfen die Schriftchen ins Feuer. Aber ich habe den Mut nicht verloren; ich werde das nächste Mal einen neuen Versuch machen. Keiner von allen diesen Leuten ist ein so großer Sünder gewesen wie ich. Und wenn der Herr Jesus einen in der Sünde alt gewordenen und verhärteten Menschen, wie mich, mit Seiner Gnade besuchen konnte, hätte ich dann wohl Ursache, mutlos zu werden? Nein, ich will für Christum arbeiten, so lange Er mir Kraft dazu verleiht.“

Die Treue des Alten beschämte mich tief. Wie oft hatte ich mich aus Menschenfurcht zurückhalten lassen, ein treues Zeugnis für meinen Herrn und Heiland abzulegen; wie manche gute Gelegenheit war unbenutzt

vorübergegangen! Ach, wie viel herrlichere Resultate würden wir sehen, wie viel mehr als gesegnete Werkzeuge in der Hand des Meisters gebraucht werden können, wenn wir mit mehr Treue und Entschiedenheit unseren Wandel führten!

Die Dankbarkeit des Alten mir gegenüber war rührend. Jedes Jahr brachte er mir einen neuen Anzug; den letzten überreichte er mir mit den Worten: „Hier, Herr N., nehmen Sie diesen Anzug als ein Zeichen meiner Liebe, und bedenken Sie, daß er ebensosehr ein Siegeszeichen der Gnade Gottes ist, wie die Götzenbilder, welche Sie mir neulich zeigten". Diese Götzenbilder waren mir von einem Freunde aus Tahiti zugesandt worden, der sie von einigen bekehrten Heiden erhalten hatte als ein Zeichen, daß ihre bisherigen Besitzer nie mehr ihre Kniee vor solch leblosen Bildern beugen wollten.

O mit welcher Freude werden jene bekehrten Tahitier dereinst vor dem Throne Gottes und des Lammes meinem guten alten Freunde begegnen! Wie werden sie jubelnd mit ihm einstimmen in das neue Lied: „Du bist würdig, das Buch zu nehmen und seine Siegel zu öffnen; denn du bist geschlachtet worden und hast für Gott erkauft, durch dein Blut, aus jedem Geschlecht und Sprache und Volk und Nation, und hast sie unserem Gott zu Königen und Priestern gemacht, und sie werden über die Erde herrschen!"

Indem ich hiermit meine einfache Erzählung schließe, kann ich es nicht unterlassen, noch ein kurzes Wort der Warnung und zugleich der Ermunterung an die unbekehrten Leser dieser Zeilen zu richten. Den Alten unter ihnen möchte ich zurufen: Laßt euch durch die Geschichte

jenes alten Russen ermuntern, heute noch zu Jesu zu eilen, nicht länger mehr voranzugehen auf dem Wege der Gleichgültigkeit und der Sünde! Ein graues Haupt ist eine herrliche Krone, wenn sie auf dem Wege der Gerechtigkeit erlangt wird; aber welch einen traurigen Anblick bietet ein alter Mann, der noch nicht bereit ist zu sterben, noch nicht bereit, in die Ewigkeit hinüberzugehen! Wie bald kann die letzte Stunde schlagen, wie bald das Wort ertönen: „Bestelle dein Haus; deine Zeit ist abgelaufen!" Und was dann? Die Ewigkeit thut ihre Pforten auf, und wie schrecklich, ohne Jesum, ohne eine lebendige Hoffnung hinüberzugehen! Darum laß dich durch das Beispiel des alten Russen ermuntern, Gott zu suchen, so lange Er noch für dich zu finden ist. Wenn Gott Erbarmen über jenen Greis hatte, wird Er dann nicht auch dein Schreien um Erbarmen hören? Wenn Er ihn so glücklich machte, sollte Er dann nicht bereit sein, auch dich glücklich zu machen durch den Glauben an Jesum Christum, Seinen geliebten Sohn? Sicher und gewiß! Darum eile zu Jesu! Antworte, während Er dich ruft! Nimm das Heil an, so lange Gott es dir in freier, unverdienter Liebe anbietet!

Aber auch der junge Leser wolle aus dem oben Erzählten die Mahnung entnehmen: „Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!" Du weißt nicht, mein Freund, ob jemals dein Haar grau werden wird, ob nicht Gott deine Seele von dir fordert, lange bevor die Tage des Alters kommen. Und selbst wenn Gott dir ein langes Leben beschieden hätte, wäre es nicht der Gipfelpunkt der Thorheit, wenn du deine Errettung aufschieben und fortfahren wolltest, ein Leben zu führen, das vor Gott hassenswürdig ist und Seinen

Zorn über dich heraufbeschwören muß? Bedenke wohl die ernsten Worte des Evangelisten: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm". (Joh. 3, 36.) Welch ein Gedanke: der Zorn Gottes ruht auf mir! O darum laß dich bitten, diesem Zorne zu entfliehen, so lange die Möglichkeit dazu noch vorhanden ist! Bald kommt die Zeit, da der Ruf der Gnade nicht mehr ertönen wird, da aus demselben Munde, der heute ruft: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben!" die niederschmetternden Worte kommen werden: „Weichet von mir; ich kenne euch nicht!"

Der Apostel Paulus vor dem König Agrippa.

Als der Herr Jesus dem Drohung und Mord schnaubenden Saulus auf dem Wege nach Damaskus begegnet war und ihm ein plötzliches Halt! zugerufen hatte, sagte er von ihm zu Ananias: „Dieser ist mir ein auserwähltes Gefäß, meinen Namen zu tragen sowohl vor Nationen als vor Könige und Söhne Israels". (Apstgsch. 9, 15.) Und dann wird uns in der Apostelgeschichte, besonders vom 13. Kapitel an, erzählt, wie der in so wunderbarer Weise in den Dienst des Herrn gestellte Apostel seinen Beruf erfüllte. Eine Reihe von Jahren hindurch arbeitete er mit unermüdlichem Eifer und bewundernswerter Treue in dem Weinberge seines Herrn, und zwar unter den schwierigsten Umständen, unter Leiden und Entbehrungen aller Art. Vornehmlich

unter den Heiden, unter denen, welche „ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt“ waren, vollführte er seinen Dienst, überall das Evangelium von der Gnade Gottes und von Seiner Herrlichkeit, geoffenbart in einem auferstandenen Christus, verkündigend. Er war der Apostel der Heiden oder der Nationen, so wie Petrus der Apostel der Beschneidung oder der Juden war. Indes vergaß er nie sein Volk; vielmehr hing er mit solcher Liebe an „seinen Brüdern, seinen Verwandten nach dem Fleische“, daß er im Blick auf sie „großen Schmerz und unaufhörliche Traurigkeit“ in seinem Herzen fühlte und sogar einmal gewünscht hatte, „durch einen Fluch von Christo entfernt zu sein“ um ihretwillen. (Röm. 9, 2. 3.)

Diese brennende Liebe zu seinem Volke brachte ihn, trotz der Warnungen von seiten der Gläubigen und des Geistes Gottes, nach Jerusalem. Gott hatte ihm vorhergesagt, daß die Juden sein Zeugnis nicht annehmen würden; aber es war ihm unmöglich, den Gefühlen seines Herzens Schweigen zu gebieten. Sie waren so mächtig, daß er nach Jerusalem hinaufzog, trotzdem er wußte, daß Bande und Trübsale seiner dort warteten. Und die wütende Volksmenge würde ihn in Stücke zerrissen haben, wenn nicht der Oberste der römischen Besatzung ihn mit Gewalt aus ihrer Mitte weggeführt hätte.

Nachdem er dann vor dem Synedrium verhört worden und seinetwegen ein großer Zwiespalt unter den Führern des jüdischen Volkes entstanden war, wurde er nach Cäsarea, dem Aufenthaltsorte des römischen Landpflegers, gebracht, damit dort endgültig über ihn entschieden werde. In der Nacht vorher erschien ihm aber der Herr und tröstete Seinen Knecht mit den liebreichen Worten: „Sei gutes Mutes! denn wie du von mir in

Jerusalem gezeugt hast, so mußt du auch in Rom zeugen". Wie gnädig ist der Herr! Obwohl Paulus nicht Seinem Worte gefolgt war, erkannte der Herr dennoch seine Liebe und Treue an und ermunterte ihn in der lieblichsten Weise.

Paulus kam also nach Cäsarea und wurde dort zwei Jahre lang gefangen gehalten. Er bestand mehrere Verhöre, zuerst vor dem Landpfleger Felix und dann vor dessen Nachfolger Porcius Festus. Die Juden unterließen es nicht, ihn in der gehässigsten Weise zu verklagen; aber da sie das, was sie ihm vorwarfen, nicht beweisen konnten, mußten sie unverrichteter Dinge nach Jerusalem zurückkehren. Bei dem letzten Verhör berief sich der Apostel als römischer Bürger auf den Kaiser in Rom, wodurch der Landpfleger gezwungen wurde, ihn mit anderen Gefangenen, deren Sache ebenfalls in Rom entschieden werden mußte, nach der Hauptstadt des römischen Reiches zu senden.

Bevor jedoch das Schiff absegelte, benutzte Festus den Besuch des Königs Agrippa dazu, Paulus noch einmal zu verhören. Er wußte nämlich nicht, was er dem Kaiser über diesen merkwürdigen Gefangenen berichten sollte, da alle Beschuldigungen, die gegen ihn vorlagen, sich als unwahr erwiesen hatten. Welch ein Zeugnis aus dem Munde dieses heidnischen Mannes! Er mußte, wie einst Pilatus, bekennen, daß sein Gefangener unschuldig sei. Indes diente alles dazu, die Ratschlüsse Gottes über Seinen Knecht in Ausführung zu bringen. Gott hatte ihn auserwählt, um Seinen Namen vor Könige und Hochgestellte zu tragen, und Er leitete es so, daß die Landpfleger sowohl wie auch der König Agrippa mit seinem Weibe und endlich der Kaiser in Rom das Zeugnis

von Jesu hören mußten. Gott führt Seine Pläne aus trotz aller Ränke und Listen des Feindes; ja, die bösen Anschläge Satans müssen schließlich zur Verherrlichung Gottes und zur Ausführung Seiner Gnaden-Absichten dienen.

Nachdem Agrippa mit seinem Weibe im Gerichtssaal Platz genommen und Festus ihm berichtet hatte, was bisher mit Paulus geschehen war, wurde dieser von dem König

aufgefordert, „für sich zu reden". Mit aller Freimütigkeit kam der Apostel diesem Befehl nach und erzählte dem König, wie treu er einst dem Gott seiner Väter gedient habe, wie aber gerade sein Eifer für das Gesetz die Ursache seines Hasses gegen Christum und Seine Jünger geworden sei. „Ich meinte freilich bei mir selbst", sagte er, „gegen den Namen Jesu, des Nazaräers, viel Widriges thun zu müssen, was ich auch in Jerusalem gethan habe; und viele der Heiligen habe ich in Gefängnisse eingeschlossen . . . . Und in allen Synagogen sie oftmals strafend, zwang ich sie zu lästern; und über die Maßen gegen sie rasend, verfolgte ich sie sogar bis in die ausländischen Städte." (Apstgsch. 26, 9—11.) Offen und frei bekennt Paulus seine verkehrten Wege, aber dann legt er in beredten Worten Zeugnis ab von dem, was ihm auf dem Wege nach Damaskus begegnet war. Alle seine Richter müssen von dem Jesus hören, dessen Herrlichkeit ihn, den gerechten Mann, zu Boden geschmettert hatte; sie müssen hören, wie sich dieser Jesus völlig eins macht mit Seinen schwachen, verachteten Jüngern: „Ich bin Jesus, den du verfolgst!" und wie Er den Apostel zu Seinem Zeugen und Diener verordnet. Ja, sie müssen hören, daß gerade sie die Leute waren, an welche sich die Botschaft des Apostels und sein Auftrag von seiten des verherrlichten Menschensohnes richtete. „Indem ich dich herausnehme", hatte der Herr zu Paulus gesagt, „aus dem Volk und den Nationen, zu welchen ich dich sende, ihre Augen aufzuthun, auf daß sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott, auf daß sie Vergebung der Sünden empfangen und ein Erbe unter denen, die durch den Glauben an mich geheiligt sind." (V. 17. 18.)

Herrliche Worte, nicht wahr, mein Leser? Und doch zugleich niederschmetternde Worte für diejenigen, an welche sie gerichtet wurden! Was waren diese bei all der Pracht, die sie umgab, bei ihrer hohen Stellung in dieser Welt? Nichts als arme Sünder, nichts als willenlose Sklaven Satans und Söhne des Reiches der Finsternis! Und nicht ihr Reichtum, nicht ihre Macht, nicht ihr Wissen konnte sie erretten; die einzige Möglichkeit, der Macht Satans zu entrinnen und Vergebung der Sünden zu erlangen, lag in dem Glauben an den verachteten Nazaräer, an den Jesus, welchen der gefangene Paulus verkündigte. Der gefangene Paulus? Ja, äußerlich war er ein Gefangener und mit Ketten belastet; aber in Wirklichkeit war er ein Freier in Christo, während seine Zuhörer und Richter Gefangene Satans, ja, Sklaven des Fürsten der Finsternis waren. Glücklicher Mann! Unbekümmert um sein irdisches Los, ungebeugt durch zweijährige Kerkerhaft, steht er da, mit einem Herzen voll Friede und Freude, und verkündigt den Jesus, der ihn aus der Finsternis herausgeführt und in Seinen gesegneten Dienst gestellt hatte, von welchem alle die Propheten geredet hatten, und der als „der Erste durch Toten-Auferstehung" jetzt zur Rechten Gottes saß und Juden und Heiden Licht verkündigen ließ. (V. 22. 23.)

Seine Freimütigkeit und die Gewalt seiner Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Landpfleger und seinen königlichen Gast. „Du rasest, Paulus!" rief Festus ihm mit lauter Stimme zu; „die große Gelehrsamkeit bringt dich zur Raserei." Doch was antwortet der glückliche Gefangene? „Ich rase nicht, vortrefflichster Festus, sondern rede Worte der Wahrheit und der Besonnenheit." Ja, es waren Worte der Wahrheit, welche

der Apostel aussprach, Worte ewiger, göttlicher Wahrheit; und Worte der Besonnenheit, nicht Worte menschlicher Weisheit und menschlicher Phantasie. Glücklich ein jeder, der sie hört und zu Herzen nimmt! Er allein handelt klug und besonnen.

Dann sich zu dem König wendend, fährt Paulus fort: „Glaubst du, König Agrippa, den Propheten? Ich weiß, daß du glaubst!" Ganz überwältigt antwortet Agrippa: „In kurzem überredest du mich, ein Christ zu werden". Ach, hätte er sich doch ganz überreden lassen! Welch ein glücklicher Mann würde er geworden sein! „Ich wollte zu Gott", entgegnet der Apostel, „daß über kurz oder lang nicht allein du, sondern auch alle, die mich heute hören, solche würden, wie auch ich bin, ausgenommen diese Bande!" Das war ein wahrhaft christlicher Wunsch, und wollte Gott, daß er bei dem einen oder anderen aus der Zuhörerschaft des Apostels in Erfüllung gegangen wäre! Ob Agrippa mit seinem Weibe und dem Landpfleger sich zu Gott gewandt hat, wissen wir nicht. Wir müssen leider das Gegenteil befürchten. Wie einst der Landpfleger Felix, so scheinen auch sie nur für einen Augenblick bewegt gewesen zu sein; ihr Gewissen blieb unberührt, sie liebten die Finsternis mehr als das Licht.

„Für jetzt gehe hin", hatte Felix gesagt; „wenn ich aber gelegene Zeit habe, werde ich dich rufen lassen." Ach! wie mancher hat schon ähnlich gedacht und gesprochen; aber die gelegene Zeit ist niemals gekommen, und er ist aus dieser Welt gegangen mit einem sündenbeladenen Gewissen, ohne einen Heiland, ohne Hoffnung! Mein Leser! willst du es machen wie Felix, und deine Errettung auf eine gelegene Zeit aufschieben? oder wie Agrippa, und

dich beinahe überreden lassen? O thue es nicht! Komm heute zu Jesu! Heute ist die gelegene Zeit für dich. Heute ladet Jesus dich ein, und heute komm!

Der Fischerknabe.

Vor einigen Jahren verließ ich mit einem Freunde die menschengefüllten Straßen der großen Stadt B., um mich auf einem langen Spaziergang von den Anstrengungen der letzten Tage und Wochen zu erholen. Ich hatte in der letzten Zeit sehr viel Arbeit gehabt, und mein Kopf war infolge dessen ganz angegriffen. Um den Tag zu gleicher Zeit nützlich zu verbringen, füllten wir unsere Taschen mit einer Menge kleiner Bücher für Kinder; denn in dem Dorfe, welches wir zum Ziele unserer Wanderung ausersehen hatten, gab es viele Kinder, und ihnen wollten wir die Bücher bringen.

Es war ein herrlicher Morgen. Unser Weg führte uns lange Zeit an der Meeresküste vorbei. Eine steife Brise, wie der Seemann es nennt, blies von dem Meere zu uns herüber, und unsere Ohren und Nasen würden wahrscheinlich Not gelitten haben, wenn nicht die Novembersonne die Kühle des Windes etwas gemildert hätte. Von Zeit zu Zeit schützten uns auch die grauen Felsen, welche sich an der Küste von B. hin erstrecken, vor der scharfen Luft. Mußten wir dann wieder hinter der schützenden Wand hervortreten, so entschädigte uns der herrliche Anblick der ruhelosen Wogen reichlich wieder. Zu Zeiten rollten sie friedlich dahin und brachen sich murmelnd an der felsigen Küste; zu Zeiten aber, wenn eine höhere Welle herankam, stürmten sie wie im Zorn die Felsen hinan und spritzten ihren Gischt hoch empor.

Nach einer Stunde rüstigen Wanderns erreichten wir den Leuchtturm und hatten eine kurze Unterhaltung mit dem Wächter, der mit seinem Fernglase am Fuße des Turmes auf- und abschritt und von Zeit zu Zeit den Horizont musterte.

Kurz vor Mittag sahen wir das Dorf, welches wir besuchen wollten, vor uns liegen, und nachdem wir uns durch einen Imbiß gestärkt hatten, gaben wir uns ans Werk. Wir gingen von Haus zu Haus, und bald sahen wir einen großen Trupp Knaben und Mädchen um uns her, welche mit herzlichem Dank unsere Bücher in Empfang nahmen. Aber es waren auch schöne Bücher, von außen wie von innen; außen hübsche, farbige Umschläge mit Bildern darauf, und innen liebliche Erzählungen von der Güte und Liebe des Herrn Jesu und von solchen, die diese Güte erfahren hatten. Dabei waren sie in einfacher, kindlicher Sprache geschrieben, gerade so wie Kinder es gern haben.

Am Ende des Dorfes lag die Schule. Auch diese besuchten wir und begannen, nach erhaltener Erlaubnis von seiten des Lehrers, unsere Schätze vor den erstaunten Blicken der Schüler auszubreiten. Jeder durfte sich ein Büchlein nach seinem Geschmack auswählen, rot, blau oder grün; denn sie alle redeten von denselben kostbaren Dingen. Daß auf diese Weise unsere Taschen sich allmählich leerten, werden mir meine jungen Freunde aufs Wort glauben; trotzdem mein Begleiter einen großen Überzieher trug, dessen Taschen fast unergründlich schienen, wurde derselbe doch allmählich leichter und leichter. Und kein Wunder; denn um die Jugend eines großen Dorfes zu befriedigen, bedürfte man wohl der Taschen eines Riesenrockes.

Als die Sonne zu sinken begann, wandten wir uns wieder auf den Heimweg, noch eine Zeit lang von einem Trupp Knaben und Mädchen begleitet, mit denen wir eine angenehme Unterhaltung hatten. Wir wählten, da es bereits spät war, einen kürzeren Weg als am Morgen, und stiegen gerade einen steilen Hügel hinan, als wir bei einer kurzen Rast einen Knaben bemerkten, der den Weg entlang lief, welchen wir eben gekommen waren, und zwar so rasch, wie nur junge Beine einen Knaben tragen können, wenn das Herz zugleich denselben Weg läuft.

In kurzer Zeit erreichte er uns. Es war ein prächtiger Bursch, mit blitzenden Augen und krausem Haar; seine Wangen waren von dem raschen Laufe gerötet, und mühsam nach Atem ringend, stieß er die Worte hervor: „Bitte, Herr, — wollen Sie — mir auch — ein Buch — schenken?"

„Ein Buch?" fragte ich; „weshalb ein Buch? Woher weißt du, daß wir Bücher zu verschenken haben?"

„O Herr, — man hat — es mir — dort unten im Dorfe — gesagt." Und nachdem er noch einmal tief Atem geholt hatte, fuhr er ruhiger fort: „Man hat mir erzählt, daß zwei Herren Bücher an alle Kinder im Dorfe verschenkt hätten, und daß sie dieses Weges fortgegangen wären. So bin ich sogleich hinter Ihnen drein gelaufen."

„Aber unsere Bücher reden alle von himmlischen Dingen, und wie es möglich ist, in den Himmel zu kommen."

„Ich weiß es, mein Herr", entgegnete der Knabe mit einem verständnisvollen Blicke; „ich weiß es; und ich kenne auch den Weg zum Himmel."

„So? Was ist denn der Weg zum Himmel?"

„Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes."

„Wo hast du das gelernt?"

„In meiner Bibel."

„Liesest du denn die Bibel, und wie oft?"

„Jeden Morgen, ehe ich zur Schule gehe, und jeden Abend, bevor ich mich niederlege. Aber die Knaben haben mir gesagt, daß Ihre Bücher gerade so gut wären wie die Bibel."

„Glaubst du denn, mein Junge", fragte ich, „daß die Knaben die Wahrheit gesagt haben?"

Einen Augenblick blickte er zögernd zu mir auf. Dann aber sagte er: „Nein, Herr, das glaube ich nicht. Ich kann nicht begreifen, daß irgend etwas so gut sein könnte wie die Bibel. Und wenn ich irgendwo in einem Buche eine Schriftstelle finde, so schlage ich meine Bibel auf, um nachzusehen, ob sie auch gerade so darin steht."

„Darin thust du recht, mein Junge", antworteten wir beide wie aus einem Munde, und dachten zugleich, daß auch ältere Christen klug thun würden, es gerade so zu machen wie dieses junge Kind in Christo.

Wir unterhielten uns noch längere Zeit mit dem frischen Knaben und erfuhren von ihm, daß sein Vater ein Fischer sei und eine kleine Hütte bewohne, welche an einem geschützten Plätzchen inmitten der Felsen liege. Seine Mutter war schon einige Jahre tot, und eine ältere Schwester führte an ihrer Stelle die Haushaltung. Daß wir alle unsere Taschen aussuchten, um den Wunsch des Kleinen, der so verständige und doch so ungekünstelte Antworten zu geben wußte, zu erfüllen, brauche ich meinen jungen Lesern nicht zu sagen. Glücklicherweise war noch hie und da ein Exemplar zurückgeblieben, so daß

wir am Ende ein halbes Dutzend zusammenfanden. Wie glänzten seine Augen vor Vergnügen, als er die hübschen Bilder sah und die Überschriften las, und mit welch einer aufrichtigen Freude dankte er uns für unser Geschenk! Und als er dann mit muntern Sprüngen davoneilte, dankten wir Gott, daß Er uns diesen neuen, lieblichen Beweis Seines gnädigen Wirkens gegeben hatte. In der geschäftigen Stadt wie im stillen Dörflein gewinnt Er immerfort junge Herzen für Christum und lenkt ihre Zuneigungen und Gedanken dem Himmel zu.

War es nicht eine gute Gewohnheit des kleinen Fischerknaben, stets seine Bibel aufzuschlagen und nachzusehen, ob die Stellen, die er fand, richtig angeführt waren, und wo sie standen? Ja, es wäre gut, wenn alle meine jungen und alten Leser es ebenso machten.

Mein Freund besuchte die Fischerhütte in den Felsen nachher noch mehrere Male und freute sich sehr, als er hörte, daß der kleine Georg auch daheim sich als ein treuer junger Christ offenbarte. — Wer weiß? vielleicht beabsichtigt der Herr, den Fischerknaben noch einmal zu einem „Menschenfischer" zu machen.

Komm! — höre! — glaube!

„Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben." (Matth. 11, 28.) „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen." (Joh. 6, 37.)

„Neiget euer Ohr und kommet zu mir; höret, und eure Seele wird leben!" (Jes. 55, 3.) „Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht." (Joh. 5, 24.)

„Glaube an den Herrn Jesum, und du wirst errettet werden, du und dein Haus.“ (Apstgsch. 16, 31.)

Himmlische Reichtümer.

Eine wohlhabende Christin, welche Jahre lang von den Zinsen ihres Vermöges hatte leben können, verlor plötzlich durch den Zusammenbruch eines Geschäftshauses, bei welchem sie ihr Geld niedergelegt hatte, beinahe all ihren Besitz. Indes gelang es ihr, so lange sie noch imstande war, etwas durch Handarbeit zu verdienen, sich selbst zu ernähren. Als aber das Alter kam und die Kräfte mehr und mehr schwanden, blieb ihr nichts anderes übrig, als in einem Armenhause Zuflucht zu suchen. Mit welchen Gefühlen die einst so wohlhabende Frau ihr enges Stübchen im Armenhause bezog, läßt sich eher ahnen als beschreiben. Sie, die in früheren Jahren so manchem Armen hatte helfen können, war jetzt selbst auf die Mildthätigkeit Anderer angewiesen.

Doch nicht lange sollte sie im Armenhause bleiben. Ihr Ende war nahe. Eines Tages trat ein alter Freund, der von ihrer traurigen Lage gehört hatte, in ihr Zimmer und nahm neben ihrem Bette Platz. Im Laufe der Unterhaltung sah er plötzlich das Gesicht der Kranken aufleuchten und ein glückliches Lächeln ihre Züge erhellen. Auf seine Frage, was die Ursache dieser plötzlichen Veränderung sei, erwiderte die Sterbende:

„O, ich dachte gerade daran, welch ein gesegneter Wechsel es sein wird, wenn ich aus dem Armenhause in den Himmel gehen werde. Meine irdischen Schätze sind alle dahin, aber meine himmlischen Reichtümer sind sicher

und wohl geborgen. Sie sind die Gaben Gottes in Christo Jesu, und niemand kann sie mir rauben. Sie werden mein Teil sein in alle Ewigkeit."

Wenige Tage nachher entschlief die glückliche alte Frau, um bei Jesu zu sein, fern von allem Leid und Mangel.

Was ist weißer als Schnee?

1.

In einem der prächtigen Paläste einer europäischen Residenzstadt wohnte vor einigen Jahren ein reicher Edelmann, der Vater eines lieblichen Mädchens von sechs Jahren. Die kleine Albertine war die Freude und der Stolz ihres Vaters und seine beständige Gesellschafterin in seinen Mußestunden.

Eines Tages befand sie sich auch wieder allein mit ihrem Vater in dessen Arbeitszimmer und hüpfte spielend aus einer Ecke in die andere. Plötzlich aber schien ein wichtiger Gedanke ihren kleinen Kopf zu durchkreuzen; sie unterbrach ihr Spiel, lief auf ihren Vater zu und sah *ihm, seine Kniee mit ihren Ärmchen umschlingend, forschend* ins Antlitz.

„Was wünschest du von mir, mein Kind?" fragte der Vater verwundert.

Einen Augenblick zögerte die Kleine, dann aber fragte sie mit kindlichem Ernst: „Vater, kennst du etwas, das weißer ist als Schnee?"

„Weißer als Schnee? — Nein, mein Liebling, es giebt nichts, das weißer wäre als Schnee."

„Doch, Vater; es giebt etwas, das noch weißer ist."

„Nun", meinte der Edelmann lächelnd, „was ist

das denn? Da bin ich doch begierig, zu hören, was mein Töchterchen meint."

Von neuem zögerte die Kleine und sah schweigend zu Boden; im nächsten Augenblick aber richtete sie ihren Blick wieder voll auf das Antlitz ihres Vaters und sagte: „Eine Seele, die in dem Blute des Herrn Jesu rein gewaschen ist, ist weißer als Schnee".

Eine tiefe Stille folgte diesen Worten. So etwas hatte der reiche Edelmann noch nie gehört. In seinem Innern erwachte die natürliche Feindschaft des menschlichen Herzens gegen Gott und Sein Wort. Ach! das Herz des Menschen ist dem Gesetz Gottes nicht unterthan und vermag es auch nicht. Bei dem Edelmann kam nun noch der Umstand hinzu, daß gerade sein einziges, geliebtes Kind es war, das ihm solche Dinge sagte. Er bedurfte einiger Minuten, um sich zu sammeln; endlich fragte er:

„Wer hat dich solche Worte gelehrt, mein Kind?"

„Die Wärterin."

Im nächsten Augenblick ertönte die Schelle, und der eintretende Diener erhielt den Befehl, die Wärterin des Kindes herbeizurufen.

Die Wärterin kam, und in strengem Tone fragte der Edelmann dieselbe, ob sie mit dem Kinde über religiöse Dinge gesprochen habe, indem er ihr zugleich den Vorfall erzählte. Die Wärterin erwiderte offen und freimütig, daß sie allerdings mit der Kleinen über den Wert des Blutes Christi geredet und ihr gesagt habe, daß dieses Blut von allen Sünden reinige und den, der an dasselbe glaube, rein und tadellos in die Gegenwart Gottes stelle.

Der Edelmann ließ sie ruhig ausreden, aber die

geschwollene Ader auf seiner Stirn deutete zur Genüge an, was in seinem Innern vorging. Als die Wärterin geendigt hatte, zog er seine Uhr aus der Tasche und erklärte dem armen Mädchen kurz und streng, daß er Leute mit solchen Ansichten in seinem Hause nicht dulden könne, und daß sie dasselbe daher innerhalb einer Stunde zu verlassen habe.

Albertine vergoß bittere Thränen, als sie diesen harten Befehl hörte; aber sie wagte kein Wort zu sagen, da sie wohl sah, daß ihr Vater heftig erzürnt war.

2.

Nicht lange nach dem oben Erzählten beehrte ein Prinz aus dem königlichen Hause den Edelmann mit seinem Besuch und blieb mehrere Tage bei ihm. Große Vorbereitungen waren getroffen worden, um den königlichen Gast gebührend zu ehren; glänzende Feste wurden gefeiert. Eines Tages, kurz vor seiner Abreise, befand sich der Prinz mit dem Edelmann allein in dessen Arbeitszimmer. Kaum war er jedoch eingetreten, als die kleine Albertine auch ins Zimmer hineinhüpfte und, unbekümmert um die Gegenwart des Fremden, ihre Spielsachen herbeiholte. Das liebliche Kind zog sofort die Aufmerksamkeit des Prinzen auf sich. Er rief sie zu sich und richtete, während er ihre Locken streichelte, mehrere Fragen an die Kleine, welche diese mit ihrer gewohnten kindlichen Lebhaftigkeit und Offenheit beantwortete. Plötzlich aber stutzte sie, sah einen Augenblick sinnend vor sich nieder und richtete dann ihr blaues Auge fragend auf das Angesicht des Prinzen.

„Nun, mein Kind, was giebt's?" fragte dieser.

„Prinz!" erwiderte die Kleine in ernstem Tone, „kennst du etwas, das weißer ist als Schnee?"

„Nein, meine Liebe", antwortete der Gefragte lächelnd; „ich habe nie von etwas gehört, das weißer wäre als Schnee."

„Und doch giebt es etwas. Die Seele, welche im Blute des Herrn Jesu von allen ihren Sünden gewaschen ist, ist weißer als Schnee!"

Wieder folgte den Worten des Kindes ein tiefes Schweigen. Der Prinz sah seinen Gastgeber fragend an, und dieser führte die Kleine aus dem Zimmer; aber kein Wort kam über seine Lippen. Was aber war die Folge? Errätst du es, mein junger Leser? Nun, ich will es dir sagen, und ich thue es mit Freude und Dank gegen den Herrn, der sich hier aus dem Munde eines unmündigen Kindes eine Macht zugerichtet hatte. Die kunstlosen Worte des Kindes, die unter solchen Umständen zum zweiten Male an das Ohr des Edelmannes schlugen, drangen tief in sein Herz. Sein Stolz brach zusammen. Er erkannte unter der mächtigen Wirksamkeit des Heiligen Geistes, daß er nicht eine solche Seele war, deren Sünden das Blut Christi für ewig weggewaschen hatte. Er wandte sich zu dem Worte Gottes und fand dort Ihn, den er bisher verachtet hatte, den Heiland der Sünder; er lernte erkennen, welch einen unendlichen Wert das Versöhnungsblut Christi in den Augen Gottes hat, und an dieses Blut glaubend, wurde er von allen seinen Sünden reiner gewaschen als Schnee.

Und der Prinz? Ob die einfachen Worte des Kindes gleich verwundenden Pfeilen auch in sein Herz und Gewissen gedrungen sind, weiß ich nicht; der Tag wird es klar machen. Er blieb nur noch kurze Zeit in dem Hause des Edelmannes, aber er kam mit keiner Silbe auf den Vorfall zurück. Hoffen wir, daß die ernste Bot-

schaft, welche er aus dem Munde der Kleinen vernommen, auch ihn zum Nachdenken gebracht und zu Jesu geführt hat.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die so plötzlich entlassene Wärterin bald wieder ihre alte Stelle einnehmen und fortfahren durfte, den kostbaren Samen des Wortes Gottes in das empfängliche Herz ihrer kleinen Pflegebefohlenen auszustreuen. Und der Edelmann, reich an irdischen Gütern, ist jetzt auch reich im Glauben, ein Erbe des Reiches, welches Gott allen denen verheißen hat, die Ihn lieben. Er hat ein wenig kennen gelernt von der Liebe Dessen, der freiwillig in den Staub des Todes herabstieg, der sich selbst als ein Lösegeld für uns dahingab, und der jetzt, auferweckt aus den Toten, hinaufgestiegen ist in die Höhe und sich für immerdar gesetzt hat zur Rechten der Majestät Gottes.

Mein Leser, willst du dich nicht auch durch die Worte der kleinen Albertine zu Jesu führen lassen? Bedenke, daß die Zeit der Gnade dahineilt, und daß der Tag des Zornes mit Riesenschritten herannaht. Und bedenke, daß nur die Seele, welche in dem Blute Jesu von allen ihren Sünden gereinigt ist, mit Ruhe, ja mit Frieden und Freude in die Zukunft blicken kann; denn sie ist weißer als Schnee!

Die gelegene Zeit.

„Was muß ich thun, auf daß ich errettet werde?“ so haben bereits Tausende und Hunderttausende gefragt, seit dem Tage, an welchem diese Frage zum ersten Male durch den Kerkermeister von Philippi erhoben wurde; und Gott sei Dank! Tausende und Hunderttausende haben die-

selbe Antwort erhalten wie jener, und haben an den Herrn Jesum Christum geglaubt zu ihrem ewigen Heil und Segen.

Flora W. stellte auch einmal die obenerwähnte Frage. Sie war ein liebenswürdiges, fleißiges Mädchen von fünfzehn Jahren. Von sanftem, verträglichem Charakter, wurde sie von allen, die sie kannten, geliebt und geschätzt. Auch ihre Eltern und Lehrer hatten Freude an ihr. Aber Flora war trotz allen diesen äußeren Vorzügen nicht errettet. Das alles durchdringende Auge Gottes blickte in ihr Herz und fand dort dasselbe Böse, wie in jedem anderen Menschenherzen. Ach! auch ihr Herz war trügerisch und hoffnungslos verderbt. Auch sie hatte keine lebendige Hoffnung, sondern stand auf dem Boden aller derer, welche ohne Gott in dieser Welt dahinleben und die Herrlichkeit Gottes nicht erreichen. Der Heilige Geist belehrte sie auch schon früh, daß sie eine verlorene Sünderin sei, ganz und gar unpassend für die Gegenwart eines heiligen und gerechten Gottes. Sie fürchtete die Ankunft des Herrn, und sie fürchtete sich vor dem Tode.

Eines Tages sprach Frau S., eine Freundin der Mutter Floras und eine aufrichtige Jüngerin Christi, mit dieser und mehreren ihrer Schulkameradinnen über die „gelegene Zeit", nachdem sie den Kindern vorher die Geschichte des Landpflegers Felix (Apstgsch. 24, 24. 25) vorgelesen hatte. Thränen bitterer Betrübnis rannen unaufhaltsam über die Wangen Floras, als sie ihre mütterliche Freundin sagen hörte: „Ja, Kinder, kommt heute noch zu Jesu; schiebt es nicht auf! Ihr könnt nie eine gelegenere Zeit finden als die gegenwärtige. Jetzt richtet sich Gottes Wort und Einladung an euch. „Siehe,

jetzt ist die wohlangenehme Zeit; siehe, jetzt ist der Tag des Heils.““ (2. Kor. 6, 2.)

Flora sehnte sich darnach, die Gewißheit ihrer Errettung zu erlangen; aber je mehr sie sich betrachtete, desto weiter fühlte sie sich von Gott entfernt. Sie war nicht imstande, in das Lied, welches zum Schluß von ihren Gefährtinnen gesungen wurde, einzustimmen. Schweigend saß sie da, während ihre Thränen ohne Aufhören fortflossen und von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer aus ihrer Brust emporstiegen. Als die übrigen sich entfernt hatten, wandte sich Frau S. zu dem weinenden Mädchen und fragte in herzlichem Tone:

„Meine liebe Flora, ist heute nicht die gelegene Zeit für dich, um zu Jesu zu kommen?“

„Ach, wenn es nur so wäre!“ erwiderte die Angeredete schluchzend; ich bin so unglücklich, daß ich nicht weiß, was ich anfangen soll. Ich habe mich seit längerer Zeit bemüht, ein gutes Kind zu sein und Gott wohlzugefallen; aber je mehr ich mich angestrengt habe, desto mehr habe ich entdeckt, daß ich böse bin und nichts Gutes thun kann. Ich bin wirklich ein ganz unnützes Geschöpf, nichts als eine arme Sünderin! Ach, was soll ich thun, um errettet zu werden?“

„Die Antwort, welche der Kerkermeister in Philippi einst erhielt, lautete: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, und du wirst errettet werden“. Glaubst du an diesen Herrn Jesum, Flora? Glaubst du, daß Er für dich Sein kostbares Blut vergossen hat?“

„Ja, Frau S., von ganzem Herzen.“

„Ist das wirklich wahr, mein Kind? Glaubst du, daß der Herr Jesus alle deine Sünden getragen hat?“

„Ja, ich glaube, daß Er für *mich* gestorben ist.“

„Dann bist du errettet, Flora."

„Was? Dann bin ich errettet? Habe ich denn sonst *nichts zu thun?*"

„Nein, mein Kind. Höre, was Gottes Wort sagt: „Dem aber, der nicht wirkt, sondern an Den glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet". (Röm. 4, 5.) Gott selbst läßt dir also sagen, daß du errettet seiest. Glaubst du nicht Seinem kostbaren Worte? Doch höre weiter: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe"; und: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben". (Joh. 3, 16. 36.)

„Wie wunderbar!" entgegnete das junge Mädchen; „wie oft habe ich diese Verse gelesen und nie verstanden! „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben". Und", fügte sie triumphierend hinzu, „ich glaube an den Herrn Jesum, den Sohn Gottes!"

„Gott sei Lob und Dank!" rief Frau S. aus. „Wenn du mit deinem Munde Jesum als Herrn bekennen und in deinem Herzen glauben wirst, daß Gott Ihn aus den Toten auferweckt hat, so wirst du errettet werden." (Vergl. Röm. 10, 9.)

„Das ist genug!" jubelte Flora; „*mehr brauche ich nicht!* Ich glaube, und — ich bin errettet!"

„Aber wie steht es mit deinen Sünden?"

„Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde", war die Antwort.

Welch eine glückliche Veränderung! Die schwere Last der Sünden war für immer verschwunden, auf ewig hinweggethan. Flora ging nach Hause mit dem vollen und freudigen Bewußtsein, daß Gott nimmermehr eine Be-

schuldigung gegen sie erheben würde, weil Christus für sie gelitten habe, der Gerechte für die Ungerechten.

Mehr als zehn Jahre sind seit jenem für Flora so bedeutungsvollen Tage verflossen, aber noch immer ruht sie auf dem Worte Gottes und erfährt täglich, daß es ein sicherer und kostbarer Ruheplatz ist. Auch blickt sie in gewisser und lebendiger Hoffnung vorwärts auf den Augenblick hin, da Jesus wiederkommen wird, um alle die Seinigen zu sich zu nehmen und dann auch ihr einen Platz zu geben im Vaterhause droben.

Der gespaltene Felsen.

In meinen Schuljahren brachten meine Eltern die Sommerferien gewöhnlich mit uns Kindern am Meere zu. Da wir in einem Orte nicht weit von der Küste wohnten, so konnte der Umzug mit geringen Kosten bewerkstelligt werden. Wir konnten in der Nähe des Strandes allerdings nur ein kleines Haus mit engen Zimmern beziehen; aber wir ertrugen diese Unannehmlichkeit gern, da wir dafür ja die herrliche Seeluft, den großartigen Anblick des Meeres, die Spaziergänge am Strande und vieles andere genießen durften. O wie jubelten wir Kinder, wenn es hieß: „In einigen Tagen geht's fort, ans Meer!“ Wie eifrig waren wir bemüht, den Eltern beim Einpacken behülflich zu sein! Wie zählten wir an den Tagen und Nächten!

Heute noch denke ich mit stiller Freude an jene Tage zurück. Welch ein Genuß war es, morgens in aller Frühe an den Strand hinauszuwandern, aus dem feinen Ufersande Festungen aufzubauen, Muscheln zu suchen,

oder mit nackten Füßen den langen, flachen Wogen entgegenzulaufen, welche das ewig ruheloſe Meer den Strand

emporſandte! Stundenlang konnten wir den Fiſchern zuſchauen, wie ſie ihre Bote zum Fiſchfang bereit machten,

oder nach vollendeter Fahrt die beladenen Fahrzeuge mit lautem Geschrei aus dem Wasser heraufzogen und auf untergelegten Rollen vorwärts bewegten. Wie oft bin ich da mit meinem jüngsten Brüderchen auf den Schultern den Fischern entgegengelaufen, hinein in die schäumenden Wellen! Je tiefer ich ins Wasser hineinging, desto lauter jauchzte der Kleine. — Ja, es war stets eine herrliche Zeit für uns Knaben.

Indes giebt es eine Erinnerung aus jenen Tagen, die mehr als alles andere mein Herz mit Freude erfüllt; und zwar ist es die Erinnerung an einen Vorfall, der an und für sich höchst ernster Natur war, aber für mich von den gesegnetsten Folgen begleitet sein sollte.

Mein Vater nahm jeden Tag ein Bad in den erfrischenden Meereswogen, und wir Knaben durften gewöhnlich mit ihm gehen. Einigemale aber war er durch Geschäfte verhindert, uns zu begleiten, und wir gingen dann allein. Die Küste war an der Stelle, wo wir badeten, ganz flach und fiel nur langsam und allmählich ab, so daß wir ohne Gefahr weit ins Meer hineingehen konnten. Ich, als der Älteste, (ich war damals etwa dreizehn Jahre alt) hatte die Aufsicht über die Jüngeren zu führen. Eines Morgens nun ging ich ganz allein ans Meer hinaus, und da ich ziemlich gut schwimmen konnte, wählte ich mir einen anderen Platz zum Baden aus. Es war eine wunderschöne, kleine Bucht, die auf zwei Seiten von schroffen Klippen eingesäumt war, an welchen sich die rollenden Wogen brachen, so daß das Wasser in der Bucht selbst völlig ruhig vor mir lag. Ich wußte wohl, daß das Wasser an dieser Stelle tief war; aber ich konnte ja schwimmen und, sobald ich müde wurde, brauchte ich ja nur umzukehren. In wenigen Minuten war ich

ausgekleidet, und kopfüber sprang ich in die krystallhelle Flut.

Mit kräftigen Stößen schwamm ich dem Eingange der Bucht zu. Wie herrlich war es in dem frischen Wasser! Ich konnte die Muscheln und Steine auf dem Boden zählen, so klar und rein war die salzige Flut. Ich schwamm und schwamm, aber immer noch lag der Felsen, auf welchen ich lossteuerte, in ziemlicher Entfernung vor mir. Ich hatte mich offenbar in der Breite des Wassers getäuscht. Doch nur Mut! dachte ich, bald ist das Ziel erreicht. Als ich endlich in die Nähe des Felsens kam, begannen meine Kräfte zu erlahmen, und ich war froh, bald ausruhen zu können. Noch einige Stöße, und der Felsen lag so nahe vor mir, daß ich ihn mit der Hand erreichen konnte. Aber o weh! die Klippe fiel so glatt und schroff ins Meer hinab, daß ich vergeblich nach einem Haltepunkt für meine Hände umherspähte; ebensowenig fand ich Boden unter meinen Füßen. Ich mußte also zurück, denn je weiter ich schwamm, desto tiefer wurde das Wasser. Aber wie konnte ich die weite Strecke zurückschwimmen, da ich schon meine letzten Kräfte hatte anspannen müssen, um mein Ziel zu erreichen? Mit einemmale wurde mir klar, wie leichtsinnig ich gehandelt hatte. In meinem Kopfe begann es eigentümlich zu summen, meine Arme und Beine bewegten sich nur noch mechanisch und schwerfällig. „Hülfe! Hülfe!“ schrie ich, so laut ich es vermochte. Aber von woher hätte mir in dieser abseits gelegenen Bucht Hülfe kommen sollen? Kein Mensch war in der Nähe. Wenn Gott nicht ein Wunder that, so war ich verloren, das fühlte ich.

Meine Kräfte nahmen mehr und mehr ab. Endlich war ich so erschöpft, daß ich kein Glied mehr zu rühren

vermochte. Ich sank. Das Wasser schloß sich über mir zusammen. Bei alledem behielt ich mein volles Bewußtsein: „Verloren! Verloren!“ dachte ich, „versunken in die Tiefe des Meeres!“ Zugleich trat hell und klar das Bild meiner alten Tante vor mein Geistesauge; sie hatte mir so oft von dem Herrn Jesu erzählt, wie Er in die Welt gekommen und auf dem Kreuze gestorben ist, um verlorene Sünder zu erretten.

Obwohl ich noch jung war, hatte ich doch oft die Kraft der Wahrheit gefühlt; aber jetzt erst erkannte ich ihren Wert. O hätte ich doch auf jene ernsten und doch so liebenswürdigen Ermahnungen gelauscht! Hätte ich doch meine Zuflucht zu Jesu genommen, so lange es noch Zeit war! Denn mein Körper sank tiefer und tiefer, und ich fühlte, daß mein Geist bald in der Ewigkeit sein würde — in ewiger Finsternis und Qual! Verzweiflung ergriff mich, und aus der Tiefe des Wassers stieg aus meinem Herzen der Schrei zu Gott empor: „Erbarme dich meiner, o Gott! Errette mich, oder ich gehe ewig verloren!“

Zu gleicher Zeit machte ich noch einmal eine gewaltige Anstrengung, und o Wunder! mein Kopf tauchte wieder über dem Wasserspiegel empor. Noch einmal sah ich das Licht der Sonne, noch einmal sog ich in vollen Zügen die kostbare Lebensluft ein — um dann für immer zu versinken? Nein, Gott sei ewig dafür gepriesen! Er hatte mein Gebet erhört. Die Strömung des Wassers hatte mich wieder in die Nähe der Klippen getrieben, und gerade als ich aufschaute, entdeckte ich eine schmale Spalte in dem Felsen über mir, in welche ich meine Hand stecken und so mich über Wasser halten konnte. Mit beiden Händen griff ich in die Spalte hinein und — war ge-

rettet. Der Felsen rettete mich. Nachdem ich mich einige Minuten ausgeruht hatte, kletterte ich die Klippen, die hier nur sehr niedrig und über und über mit kleinen Rissen und Spalten bedeckt waren, vollends hinauf. Es bedurfte dazu des ganzen Restes meiner erschöpften Kräfte; aber es gelang. Doch kaum war ich oben angekommen, als ich fast bewußtlos zu Boden sank. Erst nach geraumer Zeit war ich imstande, über die Klippen hinschreitend den Strand wieder zu erreichen.

Während ich nun so auf dem Felsen hingestreckt lag, durchlebte ich noch einmal die letzte Viertelstunde mit allen ihren Schrecken. Was hatte mich vom Tode errettet? Die Spalte in dem Felsen. Der Felsen ohne die Spalte hätte nicht genügt; gerade so wie er war, so hatte ich seiner bedurft. Unwillkürlich wandten sich meine Gedanken von dem natürlichen Felsen unter mir zu dem Fels der Zeitalter, der einst für mich geschlagen wurde. Sieh, dachte ich, gerade so wie der gespaltene Felsen das Mittel zu deiner Rettung wurde, so ist der geschlagene Christus, aus dessen Seite Blut und Wasser hervorfloß, das einzige Rettungsmittel für den verlorenen Sünder. Der Fels an und für sich konnte den Sünder nicht erretten; er mußte geschlagen werden, um in Seinen Wunden dem Glaubenden einen sichern Bergungsort bieten zu können. Und so wie du aller Gefahr enthoben warst, sobald du auf dem Felsen Fuß faßtest, so ist auch jeder Sünder, der auf dem Fels der Zeitalter steht, außer aller Gefahr, vor allem Gericht sichergestellt.

Das waren so ungefähr die Gedanken, welche meinen Geist durchzogen, während meine körperlichen Kräfte allmählich zurückkehrten. Gott selbst belehrte mich in diesen Augenblicken, und nie wieder habe ich diese Belehrung

vergessen. Als ein zwiefach Erretteter kehrte ich zu meinen Eltern zurück, welche mit mir den Gott aller Gnade priesen, als sie vernahmen, was sich ereignet hatte. —

Mein Leser! Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und darnach das Gericht. (Hebr. 9, 27.) Tod und Gericht sind die finstern Wasser, welche jeden Augenblick über dem Haupte derer zusammenzuschlagen drohen, welche noch nicht ihre Zuflucht zu Jesu genommen haben. *Wie schrecklich! Zuerst der Tod, dann das Gericht,* und endlich der Ort der Qual, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt!

O blicke deshalb hin auf den geschlagenen Felsen, auf Ihn, der einmal geopfert worden ist, „um Vieler Sünden zu tragen"! (Hebr. 9, 28.) Eile mit aufrichtigem Bekenntnis zu Christo und glaube an Ihn, der aus dem Himmel *herniederkam, um zu suchen und zu erretten* was verloren ist. Wenn deine Sünden auf dir bleiben, so werden sie dich in ein unvermeidliches, schreckliches Verderben hinabziehen; aber wenn du dich Jesu anvertraust, Ihm, der „unsere Sünden an Seinem Leibe auf das Holz getragen hat" (1. Petr. 2, 24), so wirst du Heilung finden in Seinen Wunden, Vergebung, Frieden und Heil in Seinem Blute. Darum komm und lebe ewiglich!

Abraham bittet für Sodom.

(1. Mose 18.)

Als Abraham in Mamre wohnte, kamen eines Tages — Abraham saß gerade im Eingang seines Zeltes — drei Männer zu ihm; und als er sie sah, lief er ihnen entgegen und bückte sich vor ihnen zur Erde. Mit echt

patriarchalischer Gastfreundschaft lud er sie dann ein, bei ihm einzukehren und sich an einem einfachen Mahle zu laben. Die drei Männer ließen sich gern erbitten, denn es war ihre Absicht gewesen, Abraham zu besuchen. Meine jungen Leser wissen ohne Zweifel, wer diese Männer waren; es war der Herr mit zweien seiner Engel, in Menschengestalt. So wurde Abraham ohne sein Wissen (denn erst nachher erfuhr er, wer bei ihm eingekehrt war) gewürdigt, Engel, ja, den Herrn selbst zu beherbergen.

Nachdem die Männer gegessen und getrunken hatten, mußte Abraham sein Weib herbeirufen; und in ihrer Gegenwart erneuerte der Herr Seine Verheißung, daß Abraham einen Sohn haben würde. Dann folgt eine Scene, so lieblich und schön, wie wir sie nur im Worte Gottes finden können. Der Herr unterhält sich mit Abraham, wie ein Freund mit seinem Freunde, und teilt ihm Seine Gedanken und Ratschlüsse mit; und Abraham tritt vor dem Herrn als ein Fürbittender für die Bewohner von Sodom und Gomorra auf und redet mit Ihm ohne Scheu und zweifelnde Überlegung. Welch eine Herablassung von seiten Jehovas, und welch ein hohes Vorrecht für Abraham!

Doch laßt uns die schöne Geschichte etwas näher betrachten. Im 16. Verse unseres Kapitels lesen wir: „Und die Männer erhoben sich von dannen und blickten hin nach Sodom; und Abraham ging mit ihnen, sie zu geleiten". Alle drei Männer erhoben sich, aber nur die beiden Engel verließen Abraham und gingen nach Sodom (V. 22), während der Herr bei Seinem Knechte zurückblieb mit den Worten: „Sollte ich vor Abraham verbergen was ich thun will?"

„Der Knecht weiß nicht, was sein Herr thut";

Abraham aber war ein Freund des Herrn, und darum machte der Herr ihn auch mit Seinen Ratschlüssen bekannt. Ist es nicht etwas wunderbar Großes, meine jungen Leser, wenn der allmächtige Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, einen armen, schwachen Menschen zu Seinem Freunde macht? Und dasselbe thut Er heute noch. Alle, die an Jesum glauben, haben das Vorrecht, Freunde Gottes zu sein. Der Herr sagte auch zu Seinen Jüngern: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern ich habe euch Freunde genannt". Wenn ihr einen vertrauten Freund hättet und eines Tages die Entdeckung machen müßtet, daß er eine wichtige Sache vor euch verheimlichte, so würdet ihr an seiner Freundschaft zweifeln, nicht wahr? Der Herr aber betrachtete und behandelte Abraham in der That als Seinen Freund; Er teilte ihm alles mit, was Er thun wollte.

Sodom war ein böser Ort, und der Herr selbst war gekommen, um die schuldige Stadt zu zerstören. Lot aber wohnte auch dort. Und der Herr blieb bei Abraham stehen und sagte zu ihm: „Weil das Geschrei von Sodom und Gomorra groß, und weil ihre Sünde sehr schwer ist, so will ich doch hinabgehen und sehen, ob sie nach ihrem Geschrei, das vor mich gekommen ist, völlig gethan haben; und wenn nicht, so will ich's wissen." (V. 20. 21.) Wie gütig und gnädig war es von dem Herrn, daß Er herniederkam, um zu sehen, ob jene bösen Menschen wirklich nach dem Geschrei gethan hatten, welches zu Seinem Ohr gedrungen war! Wie langsam ist Er zum Zorn! Wie bereit zum Vergeben! Er selbst wünschte, wie es scheint, einen Grund zu finden, um dieser schuldigen Stadt gnädig sein zu können, oder ihr wenigstens die Tage der Gnade zu verlängern. — Wie schrecklich ist aber auch

Sein Zorn, wenn Er endlich nicht mehr schonen darf und zum Gericht herniederkommt! Und ein weit schwereres Gericht, als Sodom und Gomorra einst traf, wird über diese Welt hereinbrechen. Der Herr Jesus sagte zu denen, unter welchen Er sich einst aufhielt, daß es ihnen am Tage des Gerichts schlimmer ergehen würde als Sodom und Gomorra. Aber wenn es den alten Einwohnern der Städte Jerusalem, Chorazin und Bethsaida am Tage des Gerichts schlimmer ergehen soll, als Sodom und Gomorra, welch ein schreckliches Gericht muß dann alle die Bewohner der Städte und Dörfer bei uns treffen, welche nicht glauben! Denn nie ist das Evangelium der Gnade so frei und selten so rein verkündigt worden, wie in diesen letzten Tagen. Ist das nicht eine ernste und beherzigenswerte Sache? Ist es nicht schrecklich, zu denen zu gehören, welche Jesum verwerfen und Sein kostbares Evangelium nicht annehmen? Glückselig aber alle, die, gleich dem Fremdling zu Mamre, durch Glauben an Jesum die Welt verlassen haben und als Freunde Gottes sich mit Ihm unterhalten können!

Doch hören wir weiter, was sich zwischen dem Herrn und Abraham zutrug. Abraham tritt auf für Sodom. Lot war dort; vielleicht gab es auch noch andere in jener Stadt, die gottesfürchtig und gerecht waren. Deshalb bittet Abraham den Herrn, daß Er, wenn in Sodom etwa fünfzig Gerechte gefunden würden, um dieser fünfzig willen die Stadt verschonen möchte. „Fern sei es von dir", sagt er, „so etwas zu thun, den Gerechten mit dem Gesetzlosen zu töten, so daß der Gerechte sei wie der Gesetzlose; fern sei es von dir! Sollte der Richter der ganzen Erde nicht recht thun?" (V. 25.) Und was antwortet der Herr? Tadelt Er Abraham wegen Seiner

Freimütigkeit? O nein; Er hatte vielmehr diese Gesinnung bei Seinem Knechte erwartet. Anstatt zu tadeln, sagt Er: „Wenn ich in Sodom, innerhalb der Stadt, fünfzig Gerechte finde, so will ich um ihretwillen dem ganzen Orte vergeben". (V. 26.) Welch eine Liebe! Welch ein Mitleiden! Aber Abraham sprach weiter. Es möchten vielleicht fünf weniger als fünfzig darin gefunden werden; was dann? „Willst du wegen der fünf die ganze Stadt verderben!" — „Und Er sprach: Ich will sie nicht verderben, wenn ich fünfundvierzig daselbst finde." (V. 28.) — Wenn aber nur vierzig darin wären? — „Ich will es nicht thun um der vierzig willen." (V. 29.) Und so fuhr Abraham fort. Dreißig, zwanzig, zuletzt kam er auf zehn. „Möge doch der Herr nicht zürnen, und ich will nur noch diesmal reden. Vielleicht mögen zehn daselbst gefunden werden. Und Er sprach: Ich will nicht verderben um der zehn willen." (V. 32.) Hiermit schloß die Unterhaltung. „Und Jehova ging weg, als Er mit Abraham ausgeredet hatte; und Abraham kehrte zurück an seinen Ort." (V. 33.) Da sehen wir, wie gern der Herr vergiebt. Er hat kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre und lebe. O wie gut ist das für uns alle! Doch wie sehr Er uns liebt und uns zu begnadigen wünscht, das erkennen wir erst völlig darin, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für uns dahingegeben hat.

Indes möchte ich hier noch auf einen großen Unterschied zwischen Abraham und Lot aufmerksam machen. Beide waren gläubig; aber Abrahams Herz war ruhig und glücklich in der Gegenwart des Herrn und verkehrte mit Ihm, während Lot mit Unruhe in Sodom war und seine gerechte Seele mit den gottlosen Werken der Sodo-

miter quälte. Abraham wurde von dem Herrn mit dem schrecklichen Gericht über Sodom bekannt gemacht, aber Lot mußte dieses große Vorrecht entbehren. Abraham betete für Lot und für die anderen Leute in Sodom, während Lot fast mit Gewalt aus der schuldigen Stadt weggeführt werden mußte. Beide waren von Gott geliebt; aber in ihrem Wandel vor Gott war ein großer Unterschied. Und so ist es heute noch. O möchten doch alle Gläubigen mehr dem Abraham gleichen!

Ich bin ferner überzeugt, daß viele Leser dieser Zeilen schon durch die Gnade an Jesum gläubig geworden sind, und wissen, daß Er kommen wird, um sie von dem kommenden Zorn zu erretten. Für diese möchte ich hier noch ein Wörtchen hinzufügen. Ich möchte sie daran erinnern, daß dieser Zorn noch über Vielen hängt, die sie lieben und die ihnen nahe stehen. Brüder oder Schwestern, Eltern oder Kinder, Hausgenossen oder Verwandte, Freunde oder Nachbarn stehen vielleicht noch in Gefahr, von diesem Zorne ereilt zu werden. Wenn sie in ihren Sünden sterben, so sind sie unrettbar verloren. Christus kann kommen, und wehe dann den ungläubigen Kindern, *wehe den Männern und Frauen, die jetzt nichts von* Ihm wissen wollen!

Und würden wir nicht alle noch ebenso denken und handeln wie sie, wenn nicht der Geist Gottes unsere Herzen zu Jesu gewandt hätte? Und was Er für uns gethan hat, das kann Er auch für sie thun. O laßt uns für sie flehen, wie Abraham für Sodom flehte! Wie willig *war der Herr, jenes Flehen zu erhören! Wie bereit war* Er, alles zu geben, was Abraham wünschte! Und wie reichlich hat Er in unseren Tagen gezeigt, daß Er ein Hörer und Erhörer der Gebete ist! Viele bekehrte Kinder

und Erwachsene, welche für die Errettung Anderer gefleht haben, sind erhört worden. O der Herr gebe allen den Seinigen den Geist des Gebets! Laßt uns an den furchtbaren Zustand und die schreckliche Gefahr denken, worin alle Unbekehrten sich befinden! Laßt uns an die Bereitwilligkeit und Macht Gottes denken, um sie zu erretten! Laßt uns daran gedenken, was Christus für Sünder gelitten hat, und wie kostbar Sein Blut ist! Ja, an dies alles laßt uns gedenken, und stets mit einfältigem und inbrünstigem Herzen den Herrn um Gnade anrufen!

O fleh' zu Ihm! Er wird dich sicher hören,
Der Seinen Flehn ist Ihm ein süßer Klang.
Vertrau' ihm fest; laß nichts dein Herz bethören,
Komm mit Gebet und Flehn und Lobgesang!
Er ist erbarmungsvoll, an Gnade reich,
Und niemand ist an Lieb' und Macht Ihm gleich;
Er will nicht, daß der Sünder ewig sterbe,
Er will, daß Heil und Leben er ererbe.

O fleh' zu Ihm, deß kostbar Blut vergossen
Am Kreuze, wo Er starb des Sünders Tod;
Wo Seiner Liebe Strom so reich geflossen
Für Seine Feinde voller Hohn und Spott.
O fleh' zu Ihm, der das Verlorne sucht,
Der stets das Schäflein freundlich lockt und ruft;
Freu' dich mit Ihm, wenn Er es endlich findet,
Preis' Seine Lieb', die alles überwindet!

„Das bin ich!" — „Das ist Gott!"

1.

Vor einigen Jahren brachte ich längere Zeit in der großen Stadt P. zu und betrieb dort mein Geschäft.

Als ich eines Tages nach einem Ausgang in mein Schreibzimmer zurückkehrte, fand ich die Karte eines Edelmannes vor, der während meiner Abwesenheit nach mir gefragt hatte und nun um meinen Besuch bat, da er ein wichtiges Geschäft mit mir abzuschließen habe. Der auf der Karte stehende Name war mir bekannt, aber nie war ich bis dahin mit dem Träger desselben zusammengetroffen. Ich wunderte mich, daß er gerade mich, den Fremdling, aufgesucht hatte, begab mich aber schon am nächsten Morgen nach seinem Schlosse, das etwas außerhalb der Stadt auf der anderen Seite eines der lieblichsten Seen lag, die ich je gesehen habe. Auf der Landungsbrücke des Dampfbootes wurde ich von einem Diener in Empfang genommen, der mich unverzüglich zu einem prächtigen Hause führte, dessen hübsche Lage mir schon während der Fahrt aufgefallen war.

Hier stand ein Frühstück für mich bereit; und nachdem ich etwas von den reichlich aufgetragenen Speisen genossen hatte, wurde ich in das Gemach des Hausherrn geleitet, der mich äußerst freundlich empfing und mir sogleich mitteilte, weshalb er meinen Besuch gewünscht habe. Die Angelegenheit, um welche es sich handelte, machte eine längere Unterhaltung notwendig, so daß wir erst gegen Mittag fertig wurden. Der Edelmann lud mich ein, bei ihm zu Tische zu bleiben, und da ich erst am Nachmittag Gelegenheit hatte, nach Hause zurückzufahren, nahm ich die Einladung dankbar an. Die Herrin des Hauses, welcher ich jetzt vorgestellt wurde, machte auf mich den Eindruck einer recht lebensfrohen Weltdame, obgleich sie, nach ihrem grauen, fast weißen Haar zu urteilen, die Mitte der Fünfziger bereits überschritten haben mußte. Sie war eine schöne, achtunggebietende Erscheinung; dabei

lag aber auf ihren Gesichtszügen eine Freundlichkeit, und in ihrem ganzen Wesen zeigte sich eine Anmut, daß ich mich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte. Sie glich in auffallender Weise einer französischen Königin, deren Bild ich irgendwo gesehen hatte.

Bei Tische wurde die Unterhaltung in zwei Sprachen geführt. Die Herrin des Hauses sprach nur französisch, woraus ich schloß, daß sie von französischer Abkunft sein müsse. Nachdem die Tafel aufgehoben war, begaben wir uns in einen prächtigen Saal, in welchem meine Wirte ihren Besuch zu empfangen pflegten. Der Edelmann wurde bald darauf von einem Diener abgerufen, und so befand ich mich eine kurze Zeit mit meiner Gesellschafterin allein. Einen Augenblick saßen wir uns stillschweigend gegenüber; plötzlich aber blickte sie von ihrer Handarbeit auf und fragte mich, was für ein Landsmann ich sei. Ich sagte ihr, daß meine Wiege in Schottland gestanden habe, worauf sie mir ganz erfreut mitteilte, daß auch sie eine Schottin sei, aber ihr Vaterland schon vor vielen Jahren verlassen habe. Wir unterhielten uns jetzt noch eine Zeitlang in unserer Muttersprache, bis der Edelmann wieder ins Zimmer trat und unserem eifrigen Gespräch lachend ein Ende machte. Zugleich war es Zeit für mich geworden, das gastfreundliche Haus zu verlassen; schon ließ sich die Glocke des ankommenden Dampfers in der Ferne vernehmen. Ich nahm Abschied und befand mich bald darauf wieder in meinen Geschäftsräumen.

Ich setzte mich an mein Schreibpult, um einige eingelaufene Briefe zu beantworten; aber ich war fast nicht imstande, meine Gedanken genügend zu sammeln. Sie wanderten immer wieder zu meiner Landsmännin zurück, die ich soeben verlassen hatte. Wir hatten in unserer

Unterhaltung auch das religiöse Gebiet gestreift, und es war mir vorgekommen, als ob mein erster Eindruck doch nicht ganz richtig gewesen wäre. Hinter dem lebensfrohen Äußern schien sich ein geheimes Sehnen zu verbergen, ein stilles Verlangen nach Höherem, welches die Freuden und Reize dieser Welt nicht befriedigen können. Würde ich der reichen, vornehmen Dame je wieder begegnen? Voraussichtlich nicht; denn sie bewegte sich in Kreisen, welche mir verschlossen waren, und in denen Christus und Sein Wort nicht sonderlich hoch geachtet zu werden pflegen.

2.

Ein Jahr verging, und wieder zog der Sommer mit seinen warmen Tagen ins Land. Ich hatte meine oben erzählte Begegnung fast vergessen, als ich unerwartet wieder an dieselbe erinnert wurde. Ich sah nämlich eines Tages meine Landsmännin an dem Arme ihres Gatten aus einem der ersten Gasthöfe der Stadt heraustreten und in einer Kutsche Platz nehmen, welche gleich darauf in raschem Trabe von dannen fuhr. Ich hatte sie sofort *erkannt, obwohl sie sich diesmal in glänzendem* Gesellschaftskleide meinen Blicken darbot. Sie fuhr ohne Zweifel zu einem Balle oder einer anderen Festlichkeit.

Nicht lange nachher las ich in einer Zeitung, daß der Edelmann mit seiner ganzen Familie die Stadt verlassen habe. Er reiste sehr viel und war oft monatelang von seinem Schlosse entfernt. So begann die Erinnerung in mir zum zweiten Male zu erblassen, obwohl dennoch von Zeit zu Zeit mein Herz sich in stillem Gebet für die reiche und doch so arme Frau zu Gott erhob. Sie war die einzige Schottin, welche meines Wissens damals in

der Stadt wohnte, und diese Thatsache erweckte in meinem Herzen eine besondere Teilnahme für sie.

Der Sommer verging; der Herbst kam, mußte aber bald dem Winter Platz machen, der in diesem Jahre mit einer Strenge auftrat, wie sie selbst in jener kalten Stadt zu den Seltenheiten gehört. Monatelang hörten wir von früh bis spät nichts als das Klingen der Schlittenschellen und das laute Peitschengeknall der Führer. Der Schnee lag fußtief; der See war fast bis auf den Grund zugefroren, und die Kälte so groß, daß das Reisen mit jedem Tage gefährlicher wurde. Da, eines Nachmittags, die Sonne begann bereits hinter dem Horizont zu verschwinden, kam ein mit zwei prächtigen Pferden bespannter Schlitten in eiliger Fahrt die Straße herauf und hielt vor meinem Hause still.

Einige Minuten später stand der Edelmann vor mir, in einen weiten Pelzmantel gehüllt. Meine beiden Hände ergreifend, sagte er: „Vergeben Sie mir, daß ich mit einer großen Bitte zu Ihnen komme, und schlagen Sie mir dieselbe nicht ab. Ich werde Ihnen stets dankbar dafür sein. Mein liebes Weib ist dem Tode nahe, und sie sagt, sie müsse Sie noch einmal sehen, ehe sie sterbe; weshalb, weiß ich nicht. Ich habe sie stets auf den Händen getragen und alle ihre Wünsche erfüllt, und jetzt müssen Sie kommen!“

Die Stimme des starken Mannes bebte merklich bei diesen Worten, und ich brauche nicht zu sagen, daß ich sofort bereit war, ihn zu begleiten. Ich wäre an jenem kalten Winterabend noch viele Stunden weit gefahren, um dem Wunsche meiner sterbenden Landsmännin nachzukommen. Eilig holte ich auch meinen Pelzrock herbei, und wenige Augenblicke später saßen wir neben einander in

dem Schlitten, der sausend die glatte Bahn entlang flog. Der Edelmann sprach kaum ein Wort, und ich war froh, daß ich in der Stille zu Gott flehen konnte, der allein den Pfad kannte, auf dem Er mich führte, und das Werk, das Er für mich zu thun hatte.

Da die Familie des Edelmanns im Winter ein Haus in der Stadt selbst bewohnte, so waren wir bald am Ziele. Wir durchschritten eine Reihe prachtvoller Säle; die Spiegel und Vorhänge, die weichen persischen Teppiche und schimmernden Armleuchter kamen mir unwillkürlich vor wie die prächtigen Verzierungen eines Sarges; denn der Tod, der König der Schrecken, stand auf der Schwelle dieser glänzenden Prunkgemächer.

Ich wurde in ein großes Schlafzimmer geführt. Bei meinem Eintreten entfernte sich die Wärterin sofort. Die Sterbende lag vor mir, so schön wie immer; ihr reiches Haar war etwas in Unordnung geraten, und ihr Antlitz ein wenig bleicher als gewöhnlich; aber ihre Augen strahlten noch in demselben ausdrucksvollen Glanze wie an dem Tage, an welchem ich sie zum ersten Male gesehen hatte. Ich schritt auf sie zu, und sie streckte mir mit einem traurigen Lächeln die Hand entgegen.

Als ich ihr mein tiefes Bedauern ausdrückte, sie so krank wiederzufinden, erwiderte sie hastig: „Ich sterbe; — ich habe nur noch wenige Tage zu leben, und — ich bin so unglücklich!“

Ich sagte ihr, daß ich oft an sie gedacht und sie bemitleidet hätte, weil sie, in den Strudel des weltlichen Treibens hineingezogen, wenig oder gar keine Gelegenheit gehabt hätte, den Herrn kennen zu lernen, den ich als meinen Heiland kännte und liebte.

„O“, erwiderte sie, „Sie kennen mich nicht; sonst

würden Sie mich nicht bemitleiden. Ich habe eine gottesfürchtige Mutter gehabt, und ich stand neben ihrem Bett, als sie starb. Sie hatte oft und viel für mich gebetet, und mit ihrer letzten Kraft drang sie in mich, doch meine Zuflucht zu Jesu zu nehmen. Ich habe eine liebe Schwester bis zu ihrem Ende gepflegt, die wie ein Engel Gottes gelebt hat und auch so gestorben ist. Ich weiß, daß meine Freunde in Schottland für mich beten. Sie haben alle Christum erwählt; aber ich habe die Welt vorgezogen und wollte nicht auf sie hören. Ich habe die Welt genossen, und jetzt verlasse ich sie — sterbend, verloren! Meine Mutter, meine Schwester, meine Freunde werden ewig bei dem Herrn sein; nur ich nicht! Ich werde da sein, wo dem Teufel und seinen Engeln ein Platz bereitet ist. Bemitleiden Sie mich nicht; ich verdiene mein Los. Ich habe die Welt geliebt, ich habe Christum verachtet und die gelegene Zeit versäumt, und jetzt bin ich verloren!"

Ich ließ die Sterbende ruhig ausreden; denn was könnte einem Boten des Evangeliums willkommener sein, als ein offenes, aufrichtiges Bekenntnis? Ich fühlte auch, daß das, was die Kranke sagte, die volle Wahrheit war. Ihr armes, beladenes Herz hatte lange genug unter der Schwere der Schuld geseufzt; es mußte sich in einem unumwundenen Bekenntnis Luft machen.

Ich wußte jetzt, weshalb sie mich hatte holen lassen. Sie war in tiefer Seelennot; und doch fühlte ich mich so kraftlos, so unfähig, ihr ein Wort des Trostes zu sagen. Sie wies mein Mitgefühl von sich ab, denn sie wußte, daß sie mit Recht verurteilt war. Sie verurteilte sich auch selbst, und doch vermochte ich kein Wort über meine Lippen zu bringen. Sie hatte sich gleichsam vor Gottes Richterstuhl gestellt, hatte ihre Schuld unum-

wunden eingestanden und Gott gerechtfertigt, indem sie sich selbst verurteilte; und ich stand wie ein unthätiger, ohnmächtiger Zuschauer neben ihr, um das Ende zu sehen. Eine Zeitlang stand ich still und stumm da, aber innerlich schrie ich um so lauter zu Gott. Es war ein feierlicher Augenblick.

Endlich fiel mein Auge auf eine Bibel, die neben dem Bett auf einem Tischchen lag; sie liegt auch jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, neben mir, als das Geschenk einer Seele, die nach der Errettung ihrer Seele dürstete, wie ein Hirsch lechzt nach frischem Wasser. Ich ergriff das Buch und schlug es aufs Geratewohl auf; es öffnete sich bei dem 15. Kapitel des Evangeliums Lukas. Der Herr selbst wollte in Seiner gewaltigen und doch so überaus gnädigen Sprache zu dieser zerschlagenen Sünderin reden.

Ich las von dem guten Hirten, wie Er die neunundneunzig Schafe in der Wüste zurückläßt, um das eine verlorene Schäflein zu suchen, wie Er es auf Seine Schultern nimmt und es heimträgt mit Freuden. Ich las das Gleichnis von der verlorenen Drachme und von dem Weibe, welches dieselbe sorgfältig sucht, indem sie ein Licht anzündet und das ganze Haus auskehrt, und von der Freude, die ihr Herz erfüllte, als sie das verlorene Geldstück wiederfand. Ich las die Geschichte von dem verlorenen Sohne, wie er in das ferne Land zog und dort das Vermögen seines Vaters vergeudete; wie er dann in Elend und Not geriet und endlich zu sich selbst kam und ausrief: „Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Überfluß an Brot, ich aber komme hier um vor Hunger!“

Hier machte ich eine Pause und blickte auf. Die

Kranke war tief bewegt; große Thränen rollten unaufhaltsam über ihre bleichen Wangen und tropften langsam auf das Kissen. Sie schien es kaum zu merken; sie machte auch keinen Versuch, die Thränen abzuwischen, sondern sagte nur mit unsäglich trauriger, zitternder Stimme:

„Das bin ich!"

Ich erwiderte kein Wort, sondern las weiter, wie der Sohn den Entschluß faßte, sich aufzumachen und zu seinem Vater zu gehen und zu ihm zu sagen: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin nicht mehr würdig, dein Sohn zu heißen, mache mich wie einen deiner Tagelöhner!" Ich las, wie der Vater dem zurückkehrenden Sohne entgegenlief, ihn umarmte und sehr küßte; wie er das Kleid, den Ring, die Schuhe und das gemästete Kalb herbeiholen ließ und zu seinen Knechten sagte: „Lasset uns essen und fröhlich sein; denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, war verloren und ist gefunden worden!" — Dann wartete ich einen Augenblick, um der Kranken Zeit zu lassen, das Gehörte in seiner ganzen Fülle und Kraft zu erfassen, und sagte hierauf einfach:

„Das ist Gott!"

Einen Augenblick später kniete ich nieder, um vor Gott zu bekennen, daß Seine Gerechtigkeit die Sünde strafen müsse, und daß wir nichts anderes verdient hätten als die äußerste Finsternis und den See, der mit Feuer und Schwefel brennt; aber auch zugleich um Ihm dafür zu danken, daß Er in Seiner unbegreiflichen Liebe Seinen eingeborenen Sohn gesandt habe, um den Zorn wider die Sünde zu tragen, die Verlorenen zu erretten und uns durch den Glauben an Ihn zu Gott zurückzuführen.

Als ich mich erhob, fühlte ich, daß es an der Zeit war, die Kranke allein zu lassen. Der Vater und das verlorene Kind waren einander begegnet, und der Augenblick war da: für den Vater, zu umarmen, und für das Kind, zu bekennen. Und bald durfte ich wiederkommen, deß war ich gewiß, um mich mit beiden zu freuen.

Heute weiß ich, daß es zu jener Zeit Herzen in Schottland gab, die mit der größten Sorge der Sterbenden gedachten, und daß Tag und Nacht heiße Gebete für sie zu Gott emporstiegen seitens solcher, die alles darum gegeben haben würden, wenn sie meinen Platz am Lager der Kranken hätten einnehmen können. Aber da war kein Mittel, um mit ihr zu verkehren, als nur der Telegraph. Mehrere Briefe gingen in jenen Tagen an die Sterbende ab, in welchen sie mit den innigsten und zärtlichsten Ausdrücken gebeten wurde, doch zu Jesu sich zu wenden; aber als dieselben ihren Bestimmungsort erreichten, lag diejenige, an welche sie gerichtet waren, bereits im Grabe. Die Postdampfer waren durch die Unbilden der Witterung länger als gewöhnlich aufgehalten worden.

Mehr als einmal sah ich die Sterbende noch in diesem Leben. Ein himmlischer Friede hatte sich über ihre schönen Züge verbreitet und gab Kunde von dem Frieden Gottes, der in ihr Herz eingekehrt war. Hinter sich hatte sie nichts als ein verlorenes, im Dienste der Welt und der Sünde zugebrachtes Leben; vor sich nichts als das Paradies Gottes; und bei ihr war Er, der alles für sie gut gemacht und alles ihr vergeben hatte.

Ihr Friede war wie ein tiefer Strom, der in die Ewigkeit hinüberflutete. Sie ging aus dieser Welt ohne Furcht, ja mit triumphierender Freude. Ihr Haupt ruhte an einem Herzen, das mit der zärtlichsten Liebe für sie

schlug. Sie hatte sich in kindlicher Einfalt Dem anvertraut, der ihren Haß und ihre Feindschaft in wunderbarer Langmut getragen und sie trotz allem geliebt hatte mit einer unaussprechlichen Liebe.

Von Deiner Gnade will ich singen,
Die mich erfüllt mit sel'ger Ruh';
Anbetung Deiner Liebe bringen;
Wer liebt, o Gott, wer liebt wie Du!
Die Gnade führt von bösen Wegen
Den Sünder, den verlornen, aus;
Die Liebe eilt ihm froh entgegen,
Als käm' der einz'ge Sohn nach Haus.

Harre auf Gott!

Vor einigen Jahren besuchte ich mit einem Freunde die Kinder unserer Sonntagsschule. Es war anfangs Februar, ein heller, kalter Wintertag. Nachdem wir schon einige Besuche gemacht hatten, kamen wir endlich an ein kleines Häuschen, in welchem zwei von unseren Schülern wohnen sollten. Wir traten ein und befanden uns bald in dem Wohnzimmer der Familie, einem engen, finstern Gemach. Dicht vor dem einzigen Fenster saß ein Mann, offenbar das Haupt der Familie. Sein Antlitz trug einen freundlicheren Ausdruck, als wir ihn in diesen Hütten zu finden gewohnt waren, zeigte aber zugleich die deutlichen Spuren von Kummer und Mangel. Die Frau wärmte ihre Füße über einer Art Fußbank, die mit glühendem Torf gefüllt war; ein Knabe stand am Kamin, dessen Feuer aber längst nicht mehr brannte, und ein Mädchen von ungefähr acht Jahren lief in dem kleinen Zimmer auf und ab, um sich zu erwärmen.

Nachdem wir „Guten Tag!“ gesagt hatten, fragte der Mann am Fenster: „Nun, was führt die Herren denn zu uns?“

„Wir möchten Sie gern einmal besuchen“, erwiderte ich, „da Ihre Kinder in unsere Sonntagsschule kommen. Wir dachten auch, es würde Sie interessieren, die Leute kennen zu lernen, welchen Sie allsonntäglich Ihre Kinder, wenn auch nur für eine Stunde, anvertrauen.“

„Gewiß, gewiß“, entgegnete der Mann freundlich, „es ist schön von Ihnen, daß Sie kommen; und ich würde Ihnen gern einen Sitz anbieten, wenn ich nur noch einen Stuhl hätte. Der, worauf ich sitze, hat nur drei Beine; er thut zwar noch seine Dienste, aber nur wenn man ihn dicht an die Wand stellt.“

„Es scheint Ihnen ja recht kümmerlich zu gehen“, fiel mein Freund ein; „und so mitten im Winter, ohne Feuer und warme Kleider, wird es Ihnen wohl einmal schwer fallen, an einen treuen und sorgenden Gott zu denken und ohne Murren alles Seinen Händen zu überlassen.“

„Es hat uns noch nie an dem Nötigsten gefehlt“, entgegnete der Mann. „Wohl ist uns das Wasser mehr als einmal bis an die Lippen gekommen, aber nie darüber! Unser Vater im Himmel hat es stets wohl mit uns gemacht. Ich bin von Hause aus Färber; aber ich kann meinem Beruf nicht mehr nachgehen, da ich beinahe blind bin. Ich war längere Zeit in einem Geschäft thätig, wo ich viel mit Giften umgehen mußte, und wo die schlechten Dämpfe mich meines Augenlichtes nach und nach fast gänzlich beraubten. Seitdem suche ich meine Familie dadurch zu ernähren, daß ich für Andere Ausgänge besorge oder Arbeiten verrichte, bei denen ich nicht so genau zu sehen brauche.“

Mit Verwunderung hörten wir der Erzählung des armen Mannes zu; sein einfältiges Gottvertrauen und seine Zufriedenheit inmitten einer solchen Armut rührten uns tief. Im weiteren Verlaufe der Unterhaltung vernahmen wir, daß unser Freund schon seit seinem 21. Jahre den Herrn kannte. Während wir noch so mit ihm plauderten, trat plötzlich eine Frau ins Zimmer und sagte:

„Hört, Nachbar, ich habe einige Botschaften für Euch zu besorgen. Aber Ihr müßt sogleich kommen, da ich vor 8 Uhr heute Abend die Sachen haben muß. Ich habe Euch schon gleich vierzig Pfennig für Eure Mühe mitgebracht."

Damit verschwand die Frau wieder, so rasch wie sie gekommen war. Der Mann am Fenster zog seine Mütze ab, faltete die Hände und sagte: „O Gott, ich danke Dir für diesen neuen Beweis Deiner Treue und Sorge!"

Dann wandte er sich an seine Frau mit den Worten: „Hier, Frau! hole jetzt schnell etwas Brot, denn die Kinder werden Hunger haben"; und sich an uns wendend, fügte er hinzu: „Die armen Dinger haben heute noch nichts gehabt; aber ich wußte wohl, daß der Herr mein Gebet von heute Morgen erhören würde".

Daß wir das Häuschen nicht verließen, ohne einen Griff in unsere eigenen Geldbörsen gethan zu haben, brauche ich meinen Lesern nicht zu sagen. Auch gelang es uns, nicht lange nachher eine passende Beschäftigung für den Mann zu finden. Und heute sind seine Augen wieder so weit hergestellt, daß er seinen alten Beruf ausüben und seine Familie anständig ernähren kann.

„Was beugst du dich nieder, meine Seele, und bist unruhig in mir? Harre auf Gott! denn ich werde Ihn noch preisen für das Heil Seines Angesichts." (Ps. 42, 5.)